

***IMPULSE* 8**

Antisemitismus ist ein Chamäleon

Textsammlung zum Thema Antisemitismus

Verantwortlich: pax christi-Kommission Nationalismus und Antisemitismus

Februar 2005

Vorwort

Die Hoffnung, dass nach der Shoa der Antisemitismus verschwinden würde oder zumindest endgültig gesellschaftlich delegitimiert wäre, hat sich als trügerisch erwiesen. Sechzig Jahre nach der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz steht das Thema Antisemitismus immer noch und wieder auf der Tagesordnung. Dabei weist allein der in jüngster Zeit häufig verwendete Begriff „neuer Antisemitismus“ eher auf ein Grundphänomen des Antisemitismus überhaupt hin: Keine andere Feindschaft, kein anderes Ressentiment, kein anderer Hass in der Geschichte hat sich als so konstant und gleichzeitig als so variabel erwiesen.

Mit der vorliegenden Textsammlung will die Kommission Interessierten die Möglichkeit geben, sich dem komplexen Thema Antisemitismus zu nähern und will gleichzeitig Beiträge für eine sachliche Debatte liefern. Für die Auswahl stand dabei im Vordergrund, auf eine allgemein verständliche Weise möglichst viele der sehr unterschiedlichen Fragestellungen im Gesamtumfeld von Judenfeindschaft anzusprechen. Entsprechend sind die Texte in 5 Abschnitte gegliedert.

Nach einer allgemeinen Einführung, die insbesondere auch die geschichtliche Entwicklung des Judenhasses darstellt, folgen drei Beiträge, die verschiedene Aspekte des alltäglichen Antisemitismus in Deutschland behandeln, darunter z. B. auch die Frage, welches Judenbild noch in Schulbüchern der 1990er Jahre vermittelt wurde.

Möllemann, Walser, Hohmann: diese drei Namen stehen u.a. für die jüngeren Debatten, die in den letzten Jahren in Deutschland geführt wurden. Natürlich können diese Debatten an dieser Stelle nicht ausführlich dokumentiert werden, es soll aber mit den Texten im 3. Abschnitt auf einige Zusammenhänge, die sich in diesen Debatten widerspiegeln, hingewiesen werden.

Der Antisemitismus ist nicht nur in Deutschland ein Problem. Sowohl in anderen Ländern, aber auch im internationalen Kontext wie der Anti-Globalisierung-Kritik, dem Nahostkonflikt und dem islamistischen Fundamentalismus spielt der Antisemitismus und die Auseinandersetzung um ihn eine Rolle. In diesem Zusammenhang ist auch der bereits erwähnte Begriff des „neuen Antisemitismus“ entstanden, wobei allerdings heftig und kontrovers über diesen Begriff gestritten wird und über die Frage, ob und was neu an diesen Erscheinungsformen ist. Dagegen überhaupt nicht neu ist die Problematik Antisemitismus und Linke, auf die bereits Ende der 1960er Jahre Jean Amery hingewiesen hat. Auch wenn sein Text sicherlich nicht ganz leicht zu lesen ist, wurde er als geschichtliches Dokument am Ende des 4. Abschnitts aufgenommen.

Eine der Wurzeln des modernen Antisemitismus ist die christliche Judenfeindschaft. Dabei wird diese nicht nur verstanden im moralischen Sinne eines Ressentiments, sondern viel beunruhigender als theologische Herausforderung. Zu fragen ist nämlich nach einem christlichen Selbstverständnis, das sich schon sehr früh u. a. darüber ausformulierte, dass es den jüdischen Glauben als überholt und als zu ersetzen darstellte und in Folge seine weitere religiöse Existenz bestritt. Der letzte Beitrag versucht, sich dieser Frage zu nähern.

Die gesamte Textsammlung kann viele Punkte und Fragestellungen nur anreißen. Sie versteht sich als erster Schritt und soll regelmäßig erweitert und ergänzt werden.

Kommission Nationalismus und Antisemitismus
Osnabrück, im Februar 2005

Die Kommission Nationalismus und Antisemitismus bedankt sich bei den Autorinnen und Autoren für die freundlich gewährte Abdruckerlaubnis.

Kontakt zur Kommission: Kommission Nationalismus und Antisemitismus, c/o Pax Christi Regionalstelle Osnabrück/Hamburg, Lohstr. 16-18, Tel: 0541/21775, Fax: 0541/22973,

E-Mail: os-hh@paxchristi.de oder:

nationalismus@paxchristi.de

Inhalt

1. Einführung

Antisemitismus Von Werner Bergmann.....	4
--	---

2. Alltäglicher Antisemitismus

Zwischen Antisemitismus und Philosemitismus. Juden in Deutschland nach 1945 Von Wolfgang Benz.....	9
Kaputt gespielt Als in der Brunowstraße in Berlin-Reinickendorf plötzlich keiner mehr beim Juden kaufte Von Axel Vornbäumen.....	15
"~bazillus 116 >Juden" Deutsche Schulbücher verbreiten noch immer antisemitische Klischees. Von Brigitta Huhnke.....	17

3. Stellungnahmen zu aktuellen Debatten in Deutschland

Antisemitismus ohne Antisemiten? Möllemann, Blüm et al. bedienen Ressentiments - ohne es zugeben oder wahrhaben zu wollen Von Wolfgang Benz.....	20
"Siehe doch Deutschland" Martin Walsers "Tod eines Kritikers" Von Ruth Klüger.....	22
Das Bedürfnis nach Entlastung Auf exemplarische Weise demonstriert Hohmanns Rede die Abwege des neudeutschen Nationalismus Von Thomas Haury.....	24

4. Internationale Fragestellungen

Der alte neue Hass Wie der Antisemitismus global wurde Von Daniel Jonah Goldhagen.....	26
Die dritte totalitäre Bewegung Auch wenn der europäische Antisemitismus nicht zugenommen hat, ist doch der islamistische Juden Hass eine weltweite Bedrohung Von Micha Brumlik.....	28
Scharons Irrtum Wer ist in Frankreich Antisemit? Von André Glucksmann.....	30
Doppelte Standards Ein Gespräch mit Michael Walzer über neuen Antisemitismus und linke Israel-Kritik.....	32
Der ehrbare Antisemitismus Von Jean Amery.....	34

5. Christliche Judenfeindschaft

Ist in Auschwitz das Christentum gestorben? Von Rolf Rendtorff.....	37
--	----

Antisemitismus

Von Werner Bergmann

Einleitung

Als die Überlebenden des Holocaust aus den Lagern oder den Verstecken kamen, glaubten viele, dass das Ausmaß der Verbrechen jedem Antisemitismus den Boden entziehen und sich, wie Heinz Galinski, bis 1992 Vorsitzender des Zentralrates der Juden in Deutschland, es formulierte, "eine Welt auf tun (würde), in der Menschenliebe und Verständnis unter den Völkern herrschen werde". Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt, wenngleich heute in den europäischen Ländern und in den USA im Vergleich zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Antisemitismus in der Bevölkerung deutlich abgenommen hat und es auch keine Diskriminierungen von staatlicher Seite mehr gibt. Dennoch sehen sich Juden in vielen Ländern Vorurteilen und Übergriffen ausgesetzt. In Deutschland haben antisemitische Straftaten in den neunziger Jahren im Vergleich zu den Jahrzehnten davor erheblich zugenommen.

Woher kommen die Vorurteile gegen Juden? Weshalb halten sich antijüdische Stereotype so hartnäckig, obwohl man ihnen nun jahrzehntelang in der Schule und der Öffentlichkeit entgegengetreten ist und in vielen europäischen Ländern nur noch wenige Juden leben? Welche Rolle spielt dabei, dass negative Äußerungen über Juden in der Öffentlichkeit tabuisiert sind, dass das Thema "Juden" von vielen wegen des Holocaust als belastet und heikel empfunden und häufig gemieden wird? Gerade in Deutschland, wo Schuld- und Schamgefühle begrifflicher Weise einem normalen, gelassenen Verhältnis zwischen Deutschen und Juden entgegenstehen, eignen sich antijüdische Bemerkungen, Witze oder gar Übergriffe besonders treffsicher als Mittel der Tabuverletzung und Provokation. Insofern gibt es in Deutschland und Österreich auch einen spezifischen "Antisemitismus wegen Auschwitz", der sich gegen die Juden wendet, weil sie als diejenigen gesehen werden, die die Deutschen permanent schmerzhaft an die NS-Verbrechen erinnern. Dieser "sekundäre Antisemitismus" greift auf alte antijüdische Vorurteile und Stereotypen zurück und aktualisiert sie. Deshalb muss man, um den heutigen Antisemitismus in seinen verschiedenen Ausprägungen zu verstehen, auf die Geschichte der Judenfeindschaft zurückkommen, in der ein negatives Bild des Juden geprägt wurde, das ein zäher Bestandteil unserer kulturellen Überlieferung geworden ist. Hier liegt die große Gefahr bei

der Weitergabe von Stereotypen, denn auch wenn man sie nicht teilt, kennt man die negativen Urteile über die Juden.

Die Judenfeindschaft besitzt mehrere historische Schichten, wobei die älteren Vorurteilsschichten in der nächsten Phase nicht "vergessen", sondern nur von neuen überlagert wurden.

Christlicher Antijudaismus

Die erste Schicht ist die religiös motivierte Ablehnung der Juden durch die Christen, die als abgespaltene jüdische Sekte seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. in Konkurrenz zum Judentum standen, das in seiner Mehrheit die christliche Lehre ablehnte. Aus dieser Situation von Nachfolge und Konkurrenz entstand eine bereits im Neuen Testament spürbare antijüdische Tradition, die die Juden als "Volk des alten Bundes" aus dem neuen Gottesbund ausschloss. Im Zentrum der judenfeindlichen Vorwürfe stand die Überbetonung des Anteils der Juden an der Leidensgeschichte Jesu in den Evangelien (Matthäus 27,25: "Sein Blut komme über uns und unsere Kinder"; Markus 15,6–15; Lukas 23,13–25), die im Vorwurf des Christismordes gipfelte: "Welche auch den Herrn Jesum getötet haben, und ihre eigenen Propheten, und haben uns verfolgt" (1 Thessalonicher 2,15). Weiter findet sich eine negative Zeichnung der jüdischen Pharisäer und Schriftgelehrten als Heuchler (Matthäus 23,13–29) und Verfechter einer nur äußerlichen Frömmigkeit (Lukas 16,15). Im Johannes-Evangelium werden die Juden schlechthin zu Feinden der Christen erklärt und beschuldigt, sie hätten "den Teufel zum Vater" (8,23 und 8,40–44). Damit haben wir zentrale Bestandteile des religiösen Vorurteils beisammen: Verwerfung der Juden durch Gott, Vorwurf des Christismordes und der Christenfeindlichkeit. Negative Stereotype aus dem Neuen Testament reichen bis in den heutigen Sprachgebrauch hinein: Wir nennen einen Heuchler immer noch "Pharisäer". Judas ist bis heute die Symbolfigur des Verräters, und Juden wurden in der Geschichte häufig des Verrats an ihren "Gastvölkern" bezichtigt.

Der Abschluss der Christianisierung Europas, die innerkirchlichen Reformbewegungen, insbesondere die Missionsbestrebungen der Bettelorden und die Wendung gegen abweichende christliche "Irrlehren" (so genannte Ketzer) und Feinde des Christentums (Kreuzzüge), verbreiteten die Judenfeindschaft über den Kreis der Theologen hinaus unter den Laien, so dass Vorurteile gegen

Juden zum festen Bestandteil der erstarkenden Volksfrömmigkeit wurden.

Im 13. Jahrhundert gewannen mit der Verkündigung der Transsubstantiationslehre, die annahm, dass sich beim Abendmahl Brot und Wein real in den Leib und das Blut Christi verwandelten, die geweihte Hostie und das Blut zentrale religiöse Bedeutung. Christen fürchteten nun, Juden würden als "Feinde Christi" die Hostie durchbohren, um damit den Leib Jesu erneut zu verletzen. Dieser Vorwurf der Hostienschändung hat häufig zu antijüdischer Gewalt geführt. Damals kam auch die Befürchtung auf, die Juden würden das Blut von Christen zu rituellen Zwecken benötigen und deshalb Christenknaben rauben oder kaufen, um sie dann zu ermorden. Obwohl diese Vorstellung im Widerspruch zur ausgeprägten Abneigung gegen den Genuss von Blut im Judentum stand (Das Schächtungsgebot sieht beispielsweise das völlige Ausbluten des geschlachteten Tieres vor. Blutig wird das Fleisch als unrein angesehen.) und auch die Kirchenführer ihr widersprachen, verbreitete sich diese so genannte Ritualmordlegende in ganz Europa und hat bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein immer wieder Anlass zu anti-jüdischen Übergriffen gegeben. Die Vorstellung, dass Andersgläubige Kinder misshandeln und zu rituellen Zwecken opfern, ist historisch und geographisch weit verbreitet. Diese Bedrohungsängste, zu denen – etwa angesichts der sich rasch ausbreitenden Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts – auch die Angst vor Brunnenvergiftungen gehört, machten die Juden zu einer dämonisierten Minderheit, die sich angeblich gegen die Christen verschworen hatte.

Soziale Stereotype

Die geschilderte Entwicklung seit dem 13. Jahrhundert führte zu einer deutlichen Verschlechterung der gesellschaftlichen Stellung der Juden. Kirchlicherseits wurden sie durch die Bestimmungen des IV. Laterankonzils von 1215 zu einer sozial ausgegrenzten Gruppe (Kennzeichnung der Kleidung, Ausschluss von öffentlichen Ämtern). Ihnen wurde die Zulassung zu den sich als christliche Bruderschaften verstehenden Zünften versperrt. Dies zwang die Juden zu einer ökonomischen Spezialisierung auf Handel und Geldleihe, die den Christen aus religiösen Gründen verboten war. Als Finanziers der Feudalherren und der Städte und als Großkaufleute galten sie als "reiche Wucherer", was sie zu einer lohnenden Beute in politischen Konflikten und zum Ziel von Übergriffen machte. Vor allem ihre Schuldner hatten ein Interesse, mit den Juden auch zugleich ihre Schulden loszuwerden.

Mit der Lockerung des kirchlichen Wucherverbots (das heißt für die Bereitstellung von Kapital Zin-

sen zu erheben) wurden Juden durch ihre christlichen Konkurrenten auf die Geldleihe für die ärmeren Schichten und die Hehlerei abgedrängt und damit selbst zu verarmten und verfemten Außenstehern. Auch wenn keineswegs alle Juden zur reichen Schicht der Finanziers gehörten und die Juden später überwiegend eine verarmte Gruppe darstellten, blieb das Bild des "reichen Juden" als Stereotyp haften. Die berufliche Spezialisierung hielt sich teilweise bis ins 20. Jahrhundert hinein, so dass sich das Vorurteil festigte, das die Juden mit Geld(-gier), Kapitalismus und Ausbeutung verband. Man sprach Ende des 19. Jahrhunderts von der "Goldenen Internationale" und verknüpfte dabei die Vorstellung einer großen Finanzmacht der Juden mit dem altbekannten Vorwurf der Weltverschwörung.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein bildeten die Juden eine von der Mehrheitsgesellschaft verachtete, randständig lebende Gruppe mit einem hohen Grad an Selbstverwaltung und einer sehr kleinen und reichen Oberschicht von Hofjuden, die primär mit wirtschaftlichen Aufgaben betraut waren (zum Beispiel Hofbankiers).

Im Laufe der Judenemanzipation, das heißt ihrer allmählichen rechtlichen und sozialen Integration in die christliche Gesellschaft im Zuge der Aufklärungsbewegung, engagierten sich Juden besonders in den politisch fortschrittlichen Bewegungen und Parteien (Liberalismus, später Sozialismus und Kommunismus), die sich für die Gleichstellung der Juden einsetzten und weniger antijüdisch waren als christlich-konservative und völkisch-nationalistische Parteien und Organisationen. Aus diesem politischen Engagement einer intellektuellen Minderheit entwickelte sich das Stereotyp des zu Radikalismus und Umsturz neigenden Juden. Dieser Vorwurf traf besonders die linken und liberalen Parteien der Weimarer Republik, die von ihren Gegnern als "Judenrepublik" verunglimpft wurde. Die Nationalsozialisten sprachen dann vom "jüdischen Bolschewismus", um damit nach der russischen Oktoberrevolution die in der deutschen Bevölkerung verbreitete Furcht vor einem kommunistischen Umsturz für ihren Antisemitismus zu instrumentalisieren.

Rassebegriff

Der Begriff "Rasse" wurde in der Anthropologie seit Ende des 17. Jahrhunderts beschreibend als naturgeschichtlicher Begriff verwendet, um Gruppen von Tieren und Menschen mit gemeinsamen äußeren Merkmalen zu kategorisieren; doch stufen bereits die frühen Klassifikationsschemata Menschen in höhere und niedrigere Arten ein. An diese Rassentypologien knüpfte der französische Graf Joseph Arthur de Gobineau (1816–1882) in seinem geschichtsphilosophischen "Essai sur

l'inégalité des races humaines" (1853/55) an, in dem er die Ungleichheit von Menschenrassen postulierte und soziale Schichtung auf Rassenunterschiede und den angeblichen neuzeitlichen "Kulturverfall" auf die fortschreitende Rassenmischung zurückführte. Die "arische weiße Rasse" verkörperte für ihn den Gipfel kultureller und moralischer Entwicklung, doch sah er ihre Überlegenheit durch Rassenmischung bedroht. Mit diesem Ariermythos, der Betonung des Blutes und der Unterscheidung in niedere und edlere Rassen hatte Gobineau ein Denkmodell für den rassistischen Antisemitismus vorgegeben.

Einen neuen Gedanken führte der Sozialdarwinismus, eine im Anschluss an Charles Darwin (1809–1882) entstandene sozialphilosophische Strömung ein, indem er dessen Entwicklungstheorie der natürlichen Zuchtwahl von der Pflanzen- und Tierwelt auf die menschliche Gesellschaft übertrug. Die Darwinsche Anpassungstheorie vom "survival of the fittest" wurde zum "Kampf ums Dasein" zwischen "höheren" und "niederen" Rassen umgedeutet. Houston Stewart Chamberlain verband in seinem weit verbreiteten Buch "Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (1899) den Mythos vom reinrassigen "Arier" als Kulturträger mit dem Gedanken des Rassenkampfes, wonach die "Arier" der minderwertigen "Mischlingsrasse" der Juden in einem historischen Endkampf gegenüberstünden, in dem es nur Sieg oder Vernichtung geben könnte. Seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde so der vorher religiös oder ökonomisch begründete Antisemitismus zur "Rassenfrage" erklärt, wobei der vage Rassenbegriff eine Reihe anderer Begriffe wie Volk, Nation, Arier, Deutsch- und Germanentum umschloß.

Die nationalsozialistische Rassentheorie setzte diese Tradition fort. Sie lehnte eine Vermischung der Rassen ab. Entsprechend wurden sexuelle Kontakte von "Ariern" und Juden ab 1935 als "Blutschande" strafrechtlich verfolgt. Das vulgär antisemitische NS-Blatt "Der Stürmer" charakterisierte die Juden als zersetzende Elemente und als sexuelle Bedrohung und stufte sie rassentypologisch als "niedere Rasse" ein. Andererseits galten die Juden als gefährlichster Gegner im weltgeschichtlichen Endkampf ("Gegenrasse"), wurden sie doch – unlogischerweise – als die "Drahtzieher" sowohl hinter dem amerikanischen Kapitalismus ("Wall Street") wie auch hinter dem sowjetischen Kommunismus ("jüdischer Bolschewismus") vermutet.

In der Geschichte sind also negative Einstellungen zu Juden aus ganz unterschiedlichen Gründen entstanden und weiter vermittelt worden: Die früheste Schicht bildet die religiöse Feindschaft des Christentums gegenüber dem Judentum. Die

(von der christlichen Gesellschaft erzwungene) besondere Berufsstruktur der Juden seit dem Mittelalter führt auf eine zweite Schicht: Die ökonomisch begründete Judenfeindschaft, in der die Juden als Wucherer, Betrüger, später als ausbeuterische Kapitalisten und Spekulanten gebrandmarkt wurden. Damit eng verbunden ist eine weitere Dimension, nämlich die Vorstellung von den Juden als einer mächtigen Gruppe, die mit ihrem Geld weltweit die Politik bestimmt. Hierher gehört das Stereotyp des "Drahtziehers", der Glaube an eine jüdische Weltverschwörung und Presse-macht. Eine weitere Schicht bilden rassistische Vorstellungen über den jüdischen Körper, also die vom schwachen, unsoldatischen (Stereotyp des "Drückebergers"), hässlichen, gebückten und hakennasigen Juden (was die jüdischen Frauen angeht, so dominierte das exotische Bild der "schönen Jüdin"), zum anderen die Fantasien vom sexuell bedrohlichen Juden. Alle diese Dimensionen des antijüdischen Vorurteils sind bis in die Gegenwart mehr oder weniger wirksam geblieben und finden sich heute in aktualisierter Form wieder.

Wandel des Judenbildes

Trotz des Holocaust änderte sich das antijüdische Stereotyp zunächst wenig. Als im Jahre 1951 Studenten der Freien Universität Berlin in einer Studie zu "Nationalen Vorurteilen" Völkern Eigenschaften aus einer Liste von über 300 Merkmalen zuordnen sollten, fanden sich die genannten Stereotype wieder: Es dominierten abwertende Kennzeichnungen des ökonomischen und sozial-ethischen Verhaltens (Handelsvolk, materiell eingestellt, Schacherer, scheut körperliche Arbeit, raffgierig, Ausbeuter), gefolgt von Begabungen (gute Ärzte, Wissenschaftler, intelligent, redege-wandt, sprachbegabt, musikalisch). Diese positiven Stereotype sind allerdings als ambivalent anzusehen, da positive Eigenschaften bei einem "Feind" natürlich gefährlich sind: Dies ist zum Beispiel daran zu erkennen, dass Juden einerseits als intelligent (wie die Deutschen sich selbst sehen), andererseits als raffiniert und schlau charakterisiert wurden. Das rassistische Körperbild lebte in dieser Zeit ebenfalls fort (krumme Nase, unsoldatisch), ebenso wie die Vorstellung eines engen Zusammenhalts der Gruppe ("rassebe-wusst, Zusammengehörigkeitsgefühl, familiengebunden").

Vom historisch überlieferten Bild fehlten die Dimensionen des religiösen Konflikts und der Politik (radikal, kommunistisch). Eigenschaften, die exklusiv nur einem Volk zugeschrieben werden, spiegeln besonders gut das Stereotyp dieser Gruppe. Demnach werden die Juden als "krummnasig, raffiniert, schlau, raffgierig und heimatlos" bezeichnet, als "Schacherer und Ausbeuter mit

einem großen Zusammengehörigkeitsgefühl". Es wird damit ein deutlich negativ akzentuiertes Bild einer Gruppe entworfen, die nicht zur Mehrheitsgesellschaft dazugehört (heimatlos), aber untereinander eng zusammenhält, und die andere Nationen ausbeutet. Zur Einschätzung der Beziehung zwischen zwei Gruppen ist der Vergleich zwischen dem Selbst- und dem Fremdbild aufschlussreich. Die deutschen Studenten des Jahres 1951 schrieben Deutschen und Juden zwar bestimmte Begabungen ("Intelligenz, sprachbegabt, Wissenschaftler") gleichermaßen zu, aber wesentliche Züge des deutschen Selbstbildes ("pflichtbewusst, sauber, fleißig, gründlich, zuverlässig, anständig, gemütlich, aber auch tapfer, guter Soldat") fehlten bei den Angaben zu den Juden, manche Eigenschaften, die beide Gruppen charakterisieren sollten, standen sogar in Opposition: "heimatliebend – heimatlos; militaristisch/der beste Soldat – unsoldatisch; Idealist – materiell eingestellt; Arbeitstier – scheut körperliche Arbeit".

Vergleichen wir nun diese frühen Ergebnisse mit der Eigenschaftsliste einer repräsentativen Meinungsumfrage aus dem Jahre 1987 (wiederholt 1993; ermittelt mit dem Verfahren der Faktorenanalyse), zeigen sich gegenüber 1951 sowohl Konstanz wie Veränderungen, die sich in sechs Dimensionen zusammenfassen lassen.

- In dem Vorstellungskomplex der "jüdischen Weltverschwörung" werden die Juden als "machthungrig, verschwörerisch, unheimlich, rücksichtslos, hinterhältig und politisch radikal" betrachtet. Im Durchschnitt schreiben allerdings nur circa 15 Prozent der Befragten den Juden diese Eigenschaften zu. Diese Verschwörungstheorie ist heute vor allem in der arabischen Welt verbreitet. Die Antisemiten in Deutschland machen "jüdischen Einfluss" dafür verantwortlich, dass es nicht gelingt, "einen Schlussstrich unter die Vergangenheit zu ziehen". Hier werden gesellschaftlich nicht zu steuernde Prozesse öffentlicher Diskussion und Erinnerung auf die vermeintliche (Presse-)Macht einer Gruppe zurückgeführt. Diese Personalisierung von sozialen Prozessen ist typisch für vorurteilhaftes Denken.
- In der deutschen Bevölkerung werden die Juden am häufigsten als fest zusammenhaltende religiöse Gruppe gesehen (70 Prozent). Ähnlich wie 1951 wird dieses Festhalten an Tradition und Religion nicht (mehr) negativ bewertet, der alte christlich-jüdische Gegensatz scheint an Bedeutung verloren zu haben. Dies liegt an dem relativen Bedeutungsverlust von Religion (Säkularisierung), an der veränderten Haltung der Kirchen zum

Judentum sowie daran, dass mit dem Islam (in seiner fundamentalistischen Variante) ein neues Feindbild entstanden ist.

- Sozialethische Verhaltensstandards wie "Ehrlichkeit, Bescheidenheit, Treue" und so genannte Sekundärtugenden wie "Ordnung, Sauberkeit, Fleiß" bewerten im Durchschnitt nur 20 Prozent der Deutschen als typische Eigenschaften von Juden. Vor allem Ehrlichkeit und Treue werden mit elf Prozent nur selten zugeschrieben.
- Das traditionelle Bild vom "hässlichen und feigen" Juden, der "schwächlich und unsoldatisch" ist, hat sich fast völlig verloren: Nur vier Prozent schreiben Juden diese Eigenschaften zu. Dies zeigt, dass es durchaus Veränderungen in der Vorurteilsstruktur gibt, wenn Zuschreibungen keinerlei empirischen Anhaltspunkt mehr haben und das Urteil der Wahrnehmung zu krass widerspricht. Das Bild der israelischen Kibbuzim und der erfolgreichen israelischen Armee dürfte das alte Bild überlagert haben. Ein weiterer Grund dürfte sein, dass die mittelalterliche religiöse Dämonisierung des Juden, dessen Bosheit sich in einem abstoßenden Äußeren zeigen musste, in der modernen Welt ihre Funktion verloren hat.
- Das traditionell dominante ökonomische Stereotyp des geschäftstüchtigen Juden bildet bis heute den Kern des antijüdischen Vorurteils: 43 Prozent der befragten Deutschen stimmen diesem negativen Bild zu. Der Grund dürfte darin liegen, dass gerade in den deutsch-jüdischen Beziehungen nach 1945 die Frage der Entschädigung für verfolgungsbedingte gesundheitliche Schäden und materielle Verluste (so genannte Wiedergutmachung) eine zentrale Rolle gespielt hat. Dies hat bei nicht wenigen Deutschen das Vorurteil "bestätigt", es ginge "den Juden" bei der Erinnerung an den Nationalsozialismus und den Holocaust vorrangig um ökonomische Vorteile.
- Neu gegenüber 1951 hinzugekommen ist das Vorurteil vom nachtragenden Juden. Es spiegelt eine wichtige Facette im deutsch-jüdischen Verhältnis wider, nämlich die Tatsache, dass die Juden als Mahner an die Verbrechen der NS-Vergangenheit gesehen werden, die angeblich nicht vergessen und vergeben wollen. Fast ein Drittel der befragten Deutschen (29 Prozent) hielt die Juden für "empfindlich, nachtragend und unversöhnlich". Dieses neue Bild kann allerdings auf einem älteren und immer noch wirksamen religiösen Stereotyp aufbauen, nämlich dem des "rachsüchtigen" jüdischen Gottes ("Rache bis

ins siebte Glied"), dem der christliche Gott der Liebe und Vergebung entgegengesetzt wird.

Antisemitismus heute

Wie ist es nun zu erklären, dass bestimmte Dimensionen des antijüdischen Vorurteils noch von vielen Deutschen geteilt werden und andere nicht mehr, obwohl nichtjüdische Deutsche mit Juden im Alltagsleben kaum je zusammentreffen? Die Erklärung liegt darin, dass sich vor allem die Vorurteile gehalten haben, die sich mit neuen Inhalten haben füllen lassen, die also die alten Vorurteile scheinbar "bestätigen". Diese Inhalte ergeben sich primär aus den Problemen, die die Deutschen mit der nationalsozialistischen Vergangenheit haben.

Anders als bei den Vorbehalten gegen Ausländer gibt es gegenüber den Juden in Deutschland kaum Gefühle einer ökonomischen Konkurrenz oder einer kulturellen Bedrohung durch eine große Zahl von Zuwanderern; auch Rassismus ist hier ohne Bedeutung. Umfragen zeigen, dass die soziale Distanz zu Juden heute sehr gering ist. Auch der religiöse Gegensatz zwischen Judentum und Christentum spielt weder in den Kirchen noch in der Bevölkerung eine wesentliche Rolle. Die Motive des Antisemitismus liegen vorwiegend in dem Schuldgefühl gegenüber den Juden, das in verschiedener Weise abgewehrt wird:

- Man schreibt den Juden eine Mitschuld an ihrer Verfolgung zu: Dies tun seit fünf Jahrzehnten circa 20 Prozent der deutschen Bevölkerung, die glauben, "dass die Juden mitschuldig sind, wenn sie gehasst und verfolgt werden". Hier haben wir es mit der Denkweise "Wo Rauch ist, ist auch Feuer" zu tun, die aus der Tatsache, dass Juden in der europäischen Geschichte häufig verfolgt wurden, schließt, dafür müsse es Gründe im Verhalten der Juden gegeben haben. Es ist deshalb für die Entkräftung von Vorurteilen wichtig, sich historisch die gesamte Breite der christlich-jüdischen Beziehungen zu vergegenwärtigen und diese nicht auf eine reine Konflikt- und Verfolgungsgeschichte zu reduzieren.
- Man unterstellt den Juden, dass sie ihre Leiden unter der NS-Verfolgung heute dazu benutzen, um möglichst hohe Summen an "Wiedergutmachungs"-Geldern zu kassieren. Dieses Vorurteil verbindet sich mit dem traditionellen Bild des "geldgierigen, betrügerischen und ausbeuterischen Juden". Eng verbunden damit ist die Vorstellung vom großen Einfluss, den Juden ausüben, um die Deut-

schen zu weiteren Zahlungen zu zwingen. Auch hier kann sich das neue Motiv mit dem alten Vorurteil von der "jüdischen Weltmacht" verbinden, das heute ebenfalls noch von vielen Deutschen vertreten wird. Der Vorwurf, die Juden würden ihren Einfluss geltend machen, um die Deutschen auszubeuten, ist ein klassisches Beispiel für die im Antisemitismus generell zu beobachtende Täter-Opfer-Umkehr.

- Die Juden werden als "Störenfriede" gesehen, die durch ihr Beharren auf der Erinnerung an den Holocaust – der Schriftsteller Martin Walser sprach 1998 öffentlich von der "Moralkeule Auschwitz" – permanent an eine Periode deutscher Geschichte gemahnen, die viele gern vergessen würden: Jeweils zwei Drittel der Deutschen würden am liebsten "einen Schlussstrich unter die NS-Vergangenheit" ziehen. Auch hier verbindet sich ein aktuelles Unbehagen mit alten, aus dem Antijudaismus stammenden Negativurteilen über die "alttestamentarische Vergeltungssucht" der Juden.
- Durch die Gründung des jüdischen Staates ist eine neue Vorurteilsdimension hinzugekommen, indem man nun die einheimischen Juden, die deutsche Staatsbürger sind, für die Politik Israels verantwortlich macht. Hier treffen wir auf ein weiteres wichtiges Motiv des heutigen Antisemitismus unter Deutschen: Die eigene Schuld an der Verfolgung der Juden soll verkleinert werden, indem man sie gegen Menschenrechtsverletzungen der Israelis im Nahostkonflikt aufrechnet. 17 Prozent waren 1987 der Meinung, dass das, "was der Staat Israel heute mit den Palästinensern macht, im Prinzip auch nichts anderes ist als das, was die Nazis im Dritten Reich mit den Juden gemacht haben" (33 Prozent unentschieden, 50 Prozent stimmten nicht zu).

Mit der Zuwanderung von Aussiedlern, Osteuropäern und Muslimen kommen allerdings auch andere "Spielarten" des Antisemitismus nach Deutschland, sodass auch religiöse Formen des Vorurteils (Antijudaismus) und vor allem ein antizionistisches Feindbild, gespeist durch den arabisch-israelischen Konflikt, anzutreffen sind.

*Quelle: Informationen zur politischen Bildung 271,
„Vorurteile – Stereotype – Feindbilder“,
2. Quartal 2001*

Werner Bergmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin.

Zwischen Antisemitismus und Philosemitismus

Juden in Deutschland nach 1945

Von Wolfgang Benz

Ein Drittel der 82 Millionen Bürger der Bundesrepublik Deutschland weiß nicht, wie viele Juden in Deutschland leben, ein weiteres Drittel vermutet ihre Zahl in der Größenordnung von Millionen, lediglich drei Prozent nennen 50.000 bis 100.000 und kommen damit der Wahrheit (zwischen 70 000 und 80 000) nahe. Angesichts der Beachtung, die Juden im öffentlichen Leben haben, ist diese Ignoranz erstaunlich. Die Minderheit — ein Promille der Bevölkerung bekennt sich zum Judentum - lebt zwischen Antisemitismus und Philosemitismus in einem Spannungsfeld von Abneigung und Zuwendung, das in Staatshandlungen und öffentlichen Ritualen, wie am 9. November, dem Gedenken an die Novemberpogrome von 1938, und am 27. Januar, dem Tag der Befreiung von Auschwitz, sichtbar wird, ebenso in der Inanspruchnahme jüdischer Prominenz zur Kommentierung von Ereignissen und Vorfällen des politischen Alltags und für die Gedenkkultur. Drei Männer verschiedener Herkunft und Generation sind als Juden im öffentlichen Geistesleben der Republik als Selbstdarsteller präsent: der kürzlich verstorbene Soziologe Adolph Silbermann, der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki und der Politiker Michel Friedmann. Sie bedienen die Erwartungen ihres Publikums an intellektuelle Brillanz als »jüdischer« Eigenschaft.

Die Wahrnehmung des Jüdischen aus der Perspektive der nichtjüdischen Mehrheit ist freilich weder mit der jeweiligen individuellen Identität noch mit der Legitimierung durch die Jüdische Gemeinde kongruent. Das lässt sich illustrieren. Ladislaus Szücs, 1909 in Siebenbürgen geboren, wurde als ungarischer Jude nach Auschwitz deportiert, er starb im Januar 2000 in Köln. Da er der Jüdischen Gemeinde nicht angehörte, wurde ihm das jüdische Begräbnis verweigert. Ein katholischer Priester sprang auf Bitten der Familie ein und bemühte sich um ein allgemein-humanistisches Begräbnisritual ohne christliche Inhalte. Als ihm gewohnheitsmäßig Jesus Christus in die Rede geriet, unterbrach er sich mit Blick auf die Trauergemeinde mit dem Ausruf »Oh Gott, das habe ich jetzt nicht gewollt«.¹

Die jüdische Minderheit hat Konjunktur als Objekt der Literatur und sonstiger Sparten öffentlicher Kultur. Klezmer-Musik und jiddische Lieder sind von der nichtjüdischen Mehrheit zu Markenzeichen inflationären Folklorekonsums erhoben wor-

den. Jüdische Kochbücher gehören ebenso dazu wie die Beschwörung untergegangenen jüdischen Lebens in Odessa und Czernowitz, in Prag und Krakau durch einen Kulturtourismus, der längst zum Trend geworden ist. Die Rekonstruktion zerstörter Synagogen ist vielen Gemeinden ein Anliegen; das Jüdische Museum in Berlin, eine Institution, die sich seit Jahren in Gründung und Aufbau befindet, genießt öffentliche Aufmerksamkeit und Anteilnahme wie kein vergleichbares Projekt. Zu den Formen der Aneignung jüdischer Geschichte gehört eine Ausstellung zum Alltag unter nationalsozialistischer Verfolgung, die in Berlin von einer Geschichtswerkstatt erarbeitet und in einem S-Bahn-Waggon installiert wurde. Bei einem Brandanschlag wurde sie zerstört, dann wieder aufgebaut und am Holocaust-Gedenktag am 27. Januar in einem Sonderzug präsentiert, der den ganzen Tag durch die Stadt pendelte.²

Zuwendung zum Jüdischen wird in den rund 70 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit praktiziert. Die Gesellschaften, die im Deutschen Koordinierungsrat ein Dach haben, veranstalten alljährlich die »Woche der Brüderlichkeit«, die mit einer zentralen Kundgebung des Philosemitismus unter starker Beteiligung von Politikern aller Parteien eröffnet wird. Die Christlich-Jüdischen Gesellschaften, auf amerikanisches Drängen in der Besatzungszeit 1948/49 entstanden, üben sich im Dialog über Bibelexegese und die theologische Bedeutung des Genozides und propagieren religiöse Toleranz zwischen Christen und Juden.³ Ganz anders agieren protestantische Eiferer in Süddeutschland im »Missionsbund zur Ausbreitung des Evangeliums - Licht im Osten«, die Judenmission vor allem unter den Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion betreiben, unter den Augen der Evangelischen Kirche Deutschlands, die sich davon distanziert.⁴ Freundschaft zu Israel wird in der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, 1966 gegründet und in über 40 regionale Arbeitsgemeinschaften im ganzen Land verzweigt, gepflegt als Zeichen politischer Solidarität zum Judentum. Die Identitätsprobleme der jüdischen Minderheit erregen intellektuelle Neugier in der nichtjüdischen Mehrheit, sind Tagungsthema bei Literatur-

¹ Ladislaus Szücs, Zählappell. Als Arzt im Konzentrationslager, Frankfurt a. M. 1995; Helen Quandt (Hg.), Salz der Tränen. Zeichnungen von Ladislaus Szücs, Düsseldorf 1999.

² Der Tagesspiegel, 26.1.2000 (»Jüdisches Leben« in fahrender S-Bahn).

³ Joseph Foschepoth, Im Schatten der Vergangenheit. Die Anfänge der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Göttingen 1993.

⁴ Henryk M. Broder, »Die Juden zuerst«, in: Der Spiegel Nr. 29, 13.7.1998.

Wissenschaftlern oder bei Kultursoziologen, und sie sind Gegenstand einer eigenen Literaturgattung, der Selbstreflexion der »zweiten Generation«, die Konjunktur in den Medien und beim Publikum hat. In Essaybänden, Magazinbeiträgen, Zeitungsfeuilletons, Akademievorträgen dargeboten reicht die Skala von der akademisch-intellektuellen Leuchtkraft der Professoren Dan Diner oder Micha Brumlik über vielfältige literarische Formen - darunter die so glanzvollen wie treffenden Diagnosen Henryk M. Broders, die Memoiren von Reich-Ranicki⁵, die Pathetik des Moralisten Ralph Giordano⁶ bis zu den Niederungen der Polemik aus notorischem Gekränktheit Nachrangiger, die auch eine Rolle spielen wollen.

Esther Dischereit, eine jüdische deutsche Schriftstellerin, beschreibt in ihrem Buch *Übungen, jüdisch zu sein*, den gönnerhaften Blick der wohlwollenden Mehrheit, die den jüdischen Anteil an deutscher Kultur in erster Linie als Verlust des eigenen sieht - die Emigration und den Holocaust als Minderung deutschen kulturellen Ertrages wahrnimmt, weil Einstein als Amerikaner starb, weil Felix Nußbaum, der als Ausgegrenzter ermordet wurde, deshalb vor allem als Holocaustopfer gilt und nicht zuerst als deutscher Maler -, wenn das Bedauern über den Verlust jüdischer Kulturträger zu Selbstmitleid geronnen ist, das sich in Formulierungen manifestiert wie »Zur deutschen Kultur sei die jüdische hinzugekommen und habe die deutsche Kultur befruchtet. Deshalb habe man sich unschätzbare geistiger Güter beraubt. Ein verräterischer Satz, gesprochen von den Guten, den Wohlmeinenden in der Republik«. ⁷ Als satirischen Beitrag veröffentlichte die *Allgemeine Jüdische Wochenzeitung* Regeln für den Umgang der Mehrheit mit der jüdischen Minderheit, die aus einer Liste der gebräuchlichsten Stereotypen bestehen: Nicht alle Juden seien Israelis oder reich oder Genies oder fromm, außerdem seien die Juden nicht das Gewissen der Menschheit, was gerne aus der 2000-jährigen Verfolgung abgeleitet und mit der Einladung zur Lösung beliebiger Probleme verbunden wird (»Gerade Sie als Jude müssten doch verstehen ...«). Außer der Empfehlung an Nichtjuden, Juden nicht durch jüdische Witze unterhalten zu wollen, gibt es den abschließenden Rat, Schuldgefühle

⁵ Marcel Reich-Ranicki, *Mein Leben*, Stuttgart 1999.

⁶ Ralph Giordano, *Die zweite Schuld oder Von der Last, Deutscher zu sein*, Hamburg 1987; *Wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte*, Hamburg 1989; *Wird Deutschland wieder gefährlich? Mein Brief an Kanzler Kohl - Ursachen und Folgen*, Köln 1993.

⁷ Esther Dischereit, *Übungen, jüdisch zu sein*. Frankfurt a. M. 1998, S.20f.

als Nachkomme der Tätergesellschaft ohne Inanspruchnahme von Juden zu bewältigen.⁸

Der andere Pol des Spannungsfelds, der beflissener Zuwendung und Aneignung gegenüberliegende Pol der Abneigung, des alltäglichen Antisemitismus, ist einfacher zu beschreiben als die Attitüde des Philosemitismus: Meinungsforscher diagnostizieren langfristig einen eher abnehmenden Trend antisemitischer Injurien in Deutschland. Betroffene beklagen dagegen die zunehmende Direktheit des gegen sie gerichteten antijüdischen Affekts, und die Rohheit der Unbelehrten steht im Gegensatz zur Gelassenheit des Publikums angesichts regelmäßig berichteter anonymer Gewalttaten gegen jüdische Friedhöfe, gegen religiöse Einrichtungen, gegen Gedenkstätten und Grabmale.

Offene Judenfeindschaft zu zeigen ist in Deutschland ebenso verpönt wie das Leugnen des Völkermords. Das zwingt die einen zur Zurückhaltung und ermuntert die anderen, aus sicherem Dunkel zu agieren. Der Verfassungsschutz registriert die zunehmenden Propagandadelikte neben den Gewalttaten gegen Ausländer, kann judenfeindliche Einstellungen unterhalb der strafrechtlichen Relevanz aber nicht erfassen. Latente Judenfeindschaft bestimmt aber stärker als die Zahl einzelner Propaganda-Aktionen oder rechtsextremistische Ideologie das Klima im Land.

Den alltäglichen Antisemitismus des stillen Einverständnisses über »die Juden« - ein Einverständnis, das auf der tradierten Überzeugung vermeintlicher Andersartigkeit der Juden beruht - fördern die Tiraden rechtsradikaler Agitationsblätter wahrscheinlich am nachhaltigsten. Dort werden Legenden und Mythen wieder belebt oder neu konstruiert, die einfache Welterklärungen im Rückgriff auf alte Stereotypen bieten wie die »jüdische Weltverschwörung«, der vermeintliche übergroße Einfluss der Juden in der Kultur und der Finanzwelt usw.

Mit Schlagzeilen und Andeutungen wird an latente Gefühle der Bedrohung, erlittenen Unrechts und abzuwehrender Schmach appelliert, werden simple Erklärungen für komplexe Sachverhalte angeboten, die auf eindeutigen Schuldzuweisungen gründen. »Die Juden« als geheimnisvolle und unangenehme Minderheit, der »Ansturm krimineller Ausländer« auf Deutschland, die angeblich verfälschte deutsche Geschichte sind Versatzstücke der eintönig vorgetragenen Vermutung, das deutsche Volk werde an Selbstbestimmung gehindert, leide unter der Willkür der Sieger des

⁸ *Allgemeine Jüdische Wochenzeitung* 15.5.1996 (Der Koschere Knigge. Über den Umgang mit »jüdischen Mitbürgern«).

Zweiten Weltkrieges und müsse zu einer Art Befreiungskampf aufgerufen werden.

Ignatz Bubis, 1992-1999 Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland, war einer der populärsten Politiker dieses Jahrzehnts. Er hatte das Zerrbild des »jüdischen Spekulanten«, das ihn mit Rainer Werner Fassbinders antisemitischem Theaterstück »Die Stadt, der Müll und der Tod« bekannt gemacht hatte⁹, überwunden und es mit der Rolle des omnipräsenten Ratgebers der Mehrheit und Aufklärers der deutschen Jugend vertauscht. In seiner Person spiegelt sich die Ambivalenz jüdischer Existenz in Deutschland ebenso wie die damit eng verbundene Wahrnehmung von Juden in Deutschland durch die Mehrheitsgesellschaft. Reaktionen auf den Vorschlag einer Wochenzeitung, Ignatz Bubis solle als Bundespräsident kandidieren, sind Indizien für Probleme der Mehrheit mit der Minderheit. Leser gingen mit großem Ernst und beträchtlicher Wut darauf ein. Manche versuchten sich in Ironie (»Es war jedes Mal mit hohen Unkosten und Zahlungen verbunden, wenn führende Bonner Politiker zur Einholung von Direktiven nach Jerusalem reisen mussten«). Andere machten sich mit Schmähungen Luft (»Ein Volk, das auftragsgemäß die Juden fast vernichtete, soll nun sein Glück durch einen fetten Geld-Juden finden«).

Symptomatisch ist die Zuschrift, in der es heißt: »Er wird aber immer ein Fremder unter uns bleiben, und wenn Sie noch so wundersame Dinge über ihn erzählen, dass einem die Augen tränen.« In solch ausgrenzendem Vorurteil, das »den Juden« als »den Fremden« definieren will, kommt eine Grundeinstellung zum Ausdruck, die man als eine der letzten Propagandafrüchte des Nationalsozialismus verstehen kann - die Diskriminierung und Entrechtung begann ja mit der Definition, dass die deutschen Juden »Fremde« seien und deshalb mit einem minderen Rechtsstatus vorlieb nehmen müssten -, die aber seit der Gründung des Staates Israel auch mit dem Hinweis auf das Heimatrecht aller Juden in diesem Land gerechtfertigt wird. Ignatz Bubis, als Sympathie stiftende Persönlichkeit anerkannt und beliebt, hat das selbst immer wieder erfahren.

Antisemitismus darf in der Bundesrepublik nicht öffentlich artikuliert werden, das gehört zu den Gesetzen der politischen Kultur in Deutschland nach Auschwitz. Wer dieses Tabu bricht, verliert Amt und Ansehen, jedenfalls unmittelbar nach

dem jeweiligen Vorkommnis. Ohne Sanktionen bleibt es jedoch in der Regel, wenn antisemitische oder fremdenfeindliche Vorurteile in weniger spektakulärem Rahmen, vor kleinerer Öffentlichkeit oder im Umfeld von Vereinen, am Stammtisch, beim alltäglichen sozialen Kontakt, artikuliert werden.

Im Herbst 1992 hielt Pater Basilius Streithofen, ein weithin als wortgewaltig und streitbar bekannter Dominikaner, der dem früheren Bundeskanzler Kohl nahe steht, einen Vortrag, in dem er äußerte, Juden und Polen seien die größten Ausbeuter des deutschen Steuerzahlers. So und ähnlich hat sich gewiss schon seit Jahrzehnten eine beträchtliche Zahl von Deutschen, die Wiedergutmachungs- und Entschädigungsleistungen der Bundesrepublik kommentierend, vernehmen lassen. Gegen den Ordensgeistlichen wurde jedoch, weil die Äußerung öffentlich war, Anzeige erstattet wegen Volksverhetzung. Er rechtfertigte sich mit der seit langem geläufigen Forderung, es müsse »einmal Schluss mit der Vergangenheitsbewältigung sein« und es müsse sichergestellt sein, dass »die Urenkel nicht mehr für die in der NS-Zeit begangene Schuld haftbar gemacht werden können«. Wenn man dem Pater nicht unterstellen will, dass er ein nationalistischer Demagoge ist (der das alte antisemitische Klischee vom nicht arbeitenden, andere ausbeutenden, also eine Schmarotzer-Existenz führenden Juden propagiert), dann kann die Erklärung für seinen Ausspruch nur lauten, dass ganz offensichtlich mit dem Stigma »Ausbeuter« ein vorhandener Schuld- und Leidensdruck gegenüber Juden und Polen gemildert werden soll.

Im Mai 1993 stellte der Osnabrücker Staatsanwalt das Verfahren gegen Streithofen ein. Er war zu dem Schluss gekommen, die Sentenzen des Geistlichen erfüllten den Tatbestand der Volksverhetzung nicht, da die Strafbestimmung nur den »inländischen Teil der Bevölkerung« betreffe. Nach Protesten des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen wurde das Verfahren wieder aufgenommen, und Pater Basilius zahlte schließlich eine Geldbuße für einen wohlthätigen Zweck. Ein antisemitischer Skandal war beendet. Dass er von einem katholischen Ordensgeistlichen verursacht wurde, war Zufall. Der Fall Streithofen hat mit den älteren Traditionen des christlichen Antijudaismus nichts zu tun. Die wenigen Relikte von Judenfeindschaft aus christlicher Wurzel - theologisch begründet oder als Volksfrömmigkeit gelebt -, von denen man gelegentlich im Zusammenhang sektiererischer Wallfahrten, pejorativer Gnadenbilder oder antisemitischer Passionstexte hört, spielen im öffentlichen Diskurs der Gegenwart in Deutschland keine Rolle mehr.

⁹ Vgl. Fassbinder ohne Ende. Eine Dokumentation anlässlich der Uraufführung von Rainer Werner Fassbinders Theaterstück »Der Müll, die Stadt und der Tod« im Kammerstück von Schauspiel Frankfurt am 31. Oktober 1985, Frankfurt a. M. 1985; Die Fassbinder-Kontroverse oder Das Ende der Schonzeit, hrsg. von Heiner Lichtenstein, Königstein 1986.

Die Mobilisierung traditioneller Feindbilder und Vorurteile hält den alltäglichen Antisemitismus am Leben. Die Tendenz, solches öffentlich zu machen, ist in den letzten Jahren steigend, obwohl gleichzeitig Antisemitismus als individuelle Einstellung, als politisches, kulturelles, soziales Grundmuster in Deutschland nach den Erkenntnissen der empirischen Sozialforschung rückläufig ist. In Nürnberg tauchten im Frühjahr 1994 technisch geschickt gemachte »Deportationsbescheide« auf, die Bürgern jüdischen Glaubens und Ausländern zugestellt wurden. Mit Stempeln, Aktenzeichen, dem Bundesadler auf dem gefälschten Briefkopf des »Bundesamts für Anerkennung ausländischer Flüchtlinge« wurde die Erinnerung an die Deportationslisten der Gestapo als antisemitisches Manifest benützt.

Ein anderes, ebenso konkretes Beispiel zeigt, wie alte Stereotype in neuer Form, an aktuellen Diskussionskernen kristallisiert, erscheinen: Im Deutschlandfunk, einer öffentlichrechtlichen Rundfunkanstalt, wurde Anfang September 1992 ein Kommentar ausgestrahlt, der unter der Rubrik »Schalom - jüdisches Leben heute« eine Art Abrechnung mit »jüdischer Vergangenheitsbewältigung« versuchte. Auf jüdischer Seite, so war zu hören, finde man bei der Betrachtung und Wertung des Holocaust »oft, zu oft, grobe Verzerrungen der Sicht, vorschnelle Urteile der Einordnung von Tatsachen, Blindheit für Zusammenhänge«. Auch Nichtjuden hätten unter Hitler gelitten, seien gequält und ermordet worden, aber das kümmere jüdische Kommentatoren nicht, sie seien zu sehr auf ihre eigene Vergangenheit fixiert. Freimütig und die Selbstentblößung nicht scheuend, tat der Autor des Deutschlandfunks kund, womit sie sich wirklich beschäftigen sollten:

»Wo bleibt die jüdische Auseinandersetzung mit dem Marxismus und mit den verheerenden Folgen der marxistisch-leninistischen Diktaturen? Spätestens jetzt, nach ihrem Zusammenbruch, wäre es an der Zeit, sich mit ihrer Brutalität und Menschenverachtung kritisch zu beschäftigen, auch selbstkritisch: Eine große Zahl von Juden waren Mittäter. Das Wohlergehen Jüdischer Gemeinden in dem Unrechtsstaat DDR wäre zum Beispiel einer genauen Analyse wert. Bezeichnend ist die milde Beurteilung der jüdischen Schriftsteller Stefan Heym und Anna Seghers, um nur zwei markante zu nennen. Beide sind bzw. waren treue Anhänger der DDR-Diktatur. Der eigene Ruhm war ihnen wichtiger als die Menschlichkeit.«

Man wird diese Sätze als neue Spielart der Verdrängung, der Abwehr und Aufrechnung, wie wir sie längst kennen, als Manifestation von latentem Antisemitismus werten müssen.

Neben den bekannten und alten Traditionen des Antisemitismus gibt es neue. Antizionismus als junge Erscheinungsform von Judenfeindschaft war in der DDR Bestandteil der Staatsdoktrin, verbreitet in antiisraelischen Pamphleten und immer wieder beschworen in Solidaritätsbekundungen für Palästinenser und die arabischen Staaten. Instrumentalisiert waren nicht nur politische Positionen auch gegenüber der Bundesrepublik, es sind traditionelle antijüdische Feindbilder damit transportiert worden. Dass das lange propagierte offizielle feindliche Bild von Israel und internationalen jüdischen Organisationen langfristige Wirkungen hat, liegt auf der Hand. Dass dieses Feindbild vom »internationalen Judentum« verdächtig eng an die älteren Stereotypen von der jüdischen Weltverschwörung anschließt und an nationalsozialistische Feindbilder anknüpft, macht es nur noch wirkungsvoller.¹⁰

Die Juden waren in der DDR nicht nur von ihrer Zahl her marginalisiert. Als Opfer spielten sie in der Staatsideologie, die sich durch den kommunistischen Widerstandskampf gegen Hitlerdeutschland legitimierte, nur eine geringe Rolle, und im Gegensatz zur Bundesrepublik gab es keine Anstrengungen zur Entschädigung und Wiedergutmachung. Aber das letzte Parlament der DDR adressierte noch an die Juden den Wunsch nach Verzeihung für die nationalsozialistische Verfolgung und öffnete die Grenzen für jüdische Einwanderer aus dem Gebiet der Sowjetunion. Die neuen Gemeinden in Potsdam, Rostock, Dessau und Schwerin konnten nur deshalb entstehen, sie bestehen ausschließlich aus solchen Zuwanderern - mit allen Integrationsproblemen und allen sozialen und kulturellen Schwierigkeiten, die dadurch zu bewältigen sind und Indizien sind für die Strukturveränderungen, die die jüdische Gemeinschaft in Deutschland insgesamt derzeit erfährt.¹¹

Nach demoskopisch erforschten Trends ist Antisemitismus in Deutschland kein zentrales politisches Problem, jüdenfeindliche Tendenzen sind insgesamt rückläufig, auch wenn die absoluten Zahlen (Emnid-Umfrage 1992) noch 16 Prozent der Bevölkerung in Westdeutschland und 4 Prozent in Ostdeutschland als Antisemiten benennen. Eine jüngere Erhebung (Forsa-Umfrage 1998) kam zum Ergebnis, jeder fünfte Deutsche sei latent antisemitisch.¹² Manifeste Judenfeindschaft ist eher selten zu konstatieren.

¹⁰ Vgl. Wolfgang Benz (Hg.), Antisemitismus in Deutschland. Zur Aktualität eines Vorurteils, München 1995.

¹¹ Julius H. Schoeps/Willi Jasper/Bernhard Vogt (Hg.), Ein neues Judentum in Deutschland? Fremd- und Eigenbilder der russisch-jüdischen Einwanderer, Potsdam 1999.

¹² Die Woche 1/99.

Anders als beim plump, direkt und pauschal artikulierten Antisemitismus vor 1945 sind jüdenfeindliche Ressentiments aus vielen Gründen schwerer zu erkennen. Das Problem des Antisemitismus im Deutschland der Gegenwart ist vielschichtig und erfordert differenzierte Betrachtung.¹³ Wenn einer, der kein Jude ist, beteuert, er habe viele jüdische Freunde, dann ist Vorsicht geboten, denn das antisemitische Bekenntnis folgt meist unmittelbar. In der Regel ist es, dem Bildungsgrad entsprechend, in die Frageform gekleidet oder als Zweifel formuliert, als »berechtigter« Zweifel »um der Wahrheit willen« (ob in Auschwitz wirklich so viele jüdische Menschen ermordet worden sind, wie behauptet wird, ob Zyklon B tatsächlich so wirkte, wie Zeugen, Täter, Historiker bekundet haben, ob die Juden nicht vielleicht selbst am Holocaust schuld waren? usw.), aber immer wird bei solchen Fragen mit Stereotypen hantiert.

Die traditionellen Versionen des Vorurteils haben den bei den Juden schon immer vermuteten besonders ausgeprägten Geschäftssinn zum Gegenstand (die Stereotypen dazu lauten: Wucher und Schacher) oder die angeblich alttestamentarische Rachsucht (»Auge um Auge, Zahn um Zahn«) oder die Vermutung einer konstitutionellen Abneigung gegen die Mühsal des Arbeitslebens (»Schmarotzer« oder »Parasiten«). Andere Diffamierungen unterstellen Ambitionen auf Welt Herrschaft, symbolisiert im »Internationalen Finanzjudentum«, wenn nicht gar in der »jüdischen Weltverschwörung«. Das Absurde an diesen Konstrukten drückt sich in zwei völlig entgegengesetzten Klischees aus: Der Jude als Bolschewist, als Erfinder und Drahtzieher der kommunistischen Weltrevolutionsideologie, und der Jude als Inkarnation des Kapitalismus in der Figur des Börsenspekulanten, Bankiers, Finanzmagnaten. Die beiden Bilder - Plutokrat und Bolschewist - wurden von Goebbels mit lange anhaltender Wirkung gepflegt. Sie überlagern ältere antisemitische Feindbilder.

Das spektakulärste Beispiel für den - oft gedankenlosen - Alltagsantisemitismus bot ein stumpfsinniger Kontrabassist der Deutschen Oper Berlin, der es für witzig hielt, bei einem Gastspiel im Juni 1997 in Israel seine Rechnung an der Hotelbar mit »Adolf Hitler« zu unterschreiben. Zur Begrenzung des Schadens distanzieren sich das Orchester und der Intendant schnell, eindeutig und wirkungsvoll (der Musiker wurde entlassen und musste unverzüglich die Heimreise antreten),

¹³ Werner Bergmann/Rainer Erb, Wie antisemitisch sind die Deutschen?, in: Benz, Antisemitismus in Deutschland, S. 47-63; s.a. Werner Bergmann/Rainer Erb, Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der empirischen Forschung von 1946 bis 1989, Opiaden 1991.

aber die verbreitete Meinung lautete doch, die Deutschen sagten im alkoholisierten Zustand, was sie sonst nur heimlich dächten. Typisch am Eklat war auch, dass der Urheber nicht als Antisemit galt, noch nie einschlägig aufgefallen war, also offenbar unter Alkoholeinfluss aus dem Unterbewusstsein agierte.¹⁴ Ein ebenso lehrreicher Fall kollektiver Aggression war im fränkischen Adelsdorf bei Erlangen zu beobachten. Dort hatten Holocaust-Überlebende, ehemalige Bürger der Gemeinde, bei einem Besuch 1996 festgestellt, dass eine Straße nach dem früheren NSDAP-Ortsgruppenleiter benannt war. Im Ort war dies offenbar nicht negativ aufgefallen. Jetzt kam eine Diskussion darüber in Gang. Eine Bürgerinitiative veranstaltete, um der Forderung nach Umbenennung Nachdruck zu verleihen, eine Lichterprozession. Dagegen protestierten fünf Rentner mit dem Ruf »Juden raus«. Sie wurden dafür im Sommer 1998 zu Geldstrafen verurteilt.¹⁵

Judenfeindschaft, ausgedrückt durch die Relativierung des Holocaust, durch Diffamierung jüdischer Persönlichkeiten, durch Israelfeindschaft, durch den Appell an unbestimmte Gefühle des Unbehagens, bedient weit über die rechtskonservative und rechtsradikale Klientel hinaus verbreitete Vorstellungen. Anders ausgedrückt, in den rechtsextremen Gazetten wie der *Deutschen Nationalzeitung* findet sich schwarz auf weiß, was im Bierdunst landauf, landab vermutet und verlautbart wird. Dazu gehören sicherlich auch die Erlösungswünsche vieler, die an der Erinnerung des nationalsozialistischen Völkermords leiden, den Holocaust wenigstens geringer dimensioniert und vergleichbarer mit den Untaten anderer Nationen sehen möchten. Dazu gehören aber vor allem Vorstellungen vom Judentum, die aller Aufklärung trotzen. »Den Juden« will man als reich und geschäftstüchtig, geldgierig und gewinnsüchtig sehen, definiert ihn als Träger rassistischer bedingter Eigenschaften und diskriminiert ihn als Fremden. Dem Stigma des Fremdseins (ausgedrückt in der Frage an den deutschen Juden, ob seine wirkliche Heimat nicht Israel sei oder im Kompliment über seine Beherrschung der deutschen Sprache) wird der Vorwurf der Weltverschwörung aufgesetzt, »bewiesen« durch die bekannten Stereotypen, die Wall Street sei fest in jüdischer Hand und die kommunistische Revolutionsregierung in Russland 1917 von Juden dominiert gewesen.

¹⁴ Der Orchestervorstand bedauerte in einer Anzeige »zutiefst den antisemitischen Vorfall während des Israel-Gastspiels« und distanzierte sich »von diesem Orchestermittglied mit aller Konsequenz«, Tagesspiegel (Berlin), 4.6.1997; vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung 11.6.1997 (»Der einsame Josef«) und Frankfurter Rundschau, 2.6.1997.

¹⁵ Süddeutsche Zeitung, 17.7.1998 (»Juden raus«-Ruf gehndet).

Antisemitismus dient im Alltag zur Erklärung der Welt, ist ein Verständigungsmittel auf Kosten anderer. Antisemitismus braucht die Aura des Unbestimmten, gedeiht im Geraune, im Dickicht von Andeutung und Vermutung; Antisemitismus ist ausgrenzende Übereinkunft im Ungefähren. Latenter Antisemitismus manifestiert sich im nichtöffentlichen Diskurs über eine Minderheit als Chiffre der Verständigung in der Mehrheit. Auf »die Juden« wird Unangenehmes delegiert, das mit ihrer Existenz nichts (oder allenfalls indirekt) zu tun hat: die Last deutscher Geschichte, an die ihre Gegenwart erinnert, daraus resultierend Gefühle der Beschämung und Unsicherheit, aus denen wiederum Aufbegehren und Schuldzuweisung folgen. Wie lange man denn noch für die »Wiedergutmachung« bezahlen müsse, ob es nie »Versöhnung« geben könne, warum die Juden nicht vergessen würden, ob man sich ewig schuldig fühlen müsse, lauten die in Frageform gekleideten Aggressionen.

Dass »die Juden« keinen Anlass zu diesen Fragen gegeben haben, spielt bei solcher Übereinkunft, die alten Sündenbock-Funktionen neue Form gibt, keine Rolle. Antisemitismus ist kein von Juden verursachtes Phänomen, ist auch nicht Reflex auf jüdische Eigenschaften oder Handlungen. Antisemitismus ist vielmehr ein Symptom für

Defekte in der Mehrheitsgesellschaft, ausgelöst durch Frustrationen und Ängste, stimuliert durch Propaganda und Suggestion, genährt durch Tradition und Verabredung. Geschändete jüdische Friedhöfe, beschmierte Denkmale, Hakenkreuze an Synagogen, anonyme Briefe an prominente Juden, feindselige Artikel in der rechtsradikalen Presse sind Demonstrationen der Ausgrenzung und Ablehnung, begangen durch wenige Einzelne, die aber mit Beifall für ihr Tun rechnen und ihn auch in größerem Maße finden, als öffentlich wird. Darin liegt das Problem des alltäglichen Antisemitismus nicht nur in Deutschland.

[...]

Quelle: Wolfgang Benz, Bilder vom Juden. Studien zum alltäglichen Antisemitismus, München 2001, S. 110-120

Wolfgang Benz ist Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin.

Kaputt gespielt

Als in der Brunowstraße in Berlin-Reinickendorf plötzlich keiner mehr beim Juden kaufte
Von Axel Vornbäumen

Es gibt nur einen einzigen Grund, warum im Folgenden die Geschichte des Lebensmittelhändlers Dieter T. erzählt wird, ohne dessen vollständigen Namen zu erwähnen: Dieter T. ist Jude.

Diese Geschichte hat sich in Berlin ereignet. Sie zog sich ein deprimierendes Jahr lang hin, bis sie schließlich im Sommer 2003 ihr Ende fand. Sie soll, wenn das denn gelingt, möglichst nüchtern erzählt werden, unaufgeregt, in etwa so, wie Dieter T. sie auf seinem Ledersofa schildert in seinem kleinen Wohnzimmer irgendwo in der Anonymität Berlins. Er sagt: "Ich bin einfach kaputt gespielt worden."

Kaputt gespielt. Berlin-Reinickendorf, Brunowstraße, ein eher kleinbürgerlicher Kiez im Norden der Hauptstadt. Etwa sechs Jahre lang hat T. hier sein Einzelhandelsgeschäft. "Ein typischer Tante-Emma-Laden halt", wie er sagt, mit einem kleinen Frühstücksservice dabei, die Tasse Kaffee für 80 Cent, die zweite, manchmal sogar noch die dritte umsonst nachgeschenkt, der familiären Atmosphäre wegen. Sechs Jahre. Die Geschäfte laufen passabel. T. ist akzeptiert. Er hat sein Auskommen. Der Laden - es ist ein Treffpunkt in der Gegend, von morgens um 6 Uhr bis abends um 19, manchmal 20 Uhr. Man kennt sich. Man achtet sich. "Es war", sagt Dieter T., "mein Leben."

Es war sein Leben. Und vielleicht war es nie so stimmig wie gerade in jenen Tagen im Mai vergangenen Jahres: Da rüstet der gläubige Jude Dieter T. seinen Tante-Emma-Laden in ein koscheres Lebensmittelgeschäft um, nach zuvor intensiven Gesprächen mit seinem Rabbiner. Schweinefleisch ist tabu, T. verkauft nichts mehr, was er nicht auch selber essen würde. Er nennt den Laden "Israel-Deli", hat israelische Produkte im Angebot, ein Delikatessengeschäft, die Schaufensterscheibe beklebt er mit Davidsternen.

"Ich dachte", sagt T., "dass es eine Bereicherung wäre, ein Stück Kultur." Vor dem Laden hängt fortan die Flagge Israels, an den Wänden hängen Ausdrücke aus dem Internet, in denen die Bedeutung des Wortes "koscher" erklärt wird. Die Geschäfte laufen - normal.

Knapp vier Wochen lang. Dann tauchen eines morgens zum ersten Mal zwei Autos vor seinem Laden auf. Junge Leute, Neonazis. Sie kommen nicht regelmäßig, aber sie kommen oft. Und sie pöbeln, mal halb-laut, mal laut: "Juden-Laden". "Judensau". Es sind die Anfänge - und Dieter T.

kann sich nicht wehren. Nicht direkt. Er fühlt sich nicht bedroht, eher belästigt. "Sie haben diese Sprüche losgelassen, bei offenem Fenster. Als ob sie sich mit sich selbst unterhalten würden. Ich konnte nichts gegen sie tun."

Einen Monat geht das so, anderthalb. Nicht regelmäßig, aber oft. Es geht an die Nerven. Dieter T. öffnet seinen Laden für gewöhnlich um 6 Uhr, doch bereits ab 5 Uhr steht die Ladentür offen. T. ist im hinteren Teil des Geschäfts, bereitet Kaffee vor, schmiert Schrippen. Jahrelang hat er das so gemacht. Die Stammkunden wissen das. Sie stehen vor verschlossener Tür, weil T. aus Sicherheitsgründen den vorderen Teil des Ladens nicht unbeaufsichtigt lassen will. Die ersten Kunden bleiben weg, gehen eine Ecke weiter. Das Frühstücksgeschäft bricht ein. Dieter T. entschließt sich, seinen Laden erst später aufzumachen - um 9 Uhr, da ist es hell.

Doch der Niedergang des Geschäfts geht unaufhaltsam weiter. Wenn T. morgens zu seinem Laden kommt, ist die Scheibe bespuckt, besonders das Wort "koscher", das er in englischer Schreibweise angeklebt hatte - "das musste offenkundig immer doppelt bespuckt werden". Dieter T. putzt seine Scheibe, putzt auch den Urin weg, mit dem sein Laden regelmäßig besudelt wird. Der Kampf um seine Existenz hat begonnen, der eklige Kampf. T. kämpft ihn tapfer, verbissen.

Er ist auf verlorenem Posten. T.'s "Israel-Deli" wird plötzlich zum bevorzugten Ziel für Pöbeleien arabischer Jugendlicher. Sie spucken bei hellichtem Tag an die Schaufensterscheibe, schmeißen mit Sand auf die vor dem Laden aufgestellten Stehtische, reißen die Fahne herunter. Die Kunden fühlen sich belästigt, vor allem: Sie fühlen sich bedroht. In der Brunowstraße kippt die Stimmung. "Wie schnell das geht", sagt Dieter T., und: "Ich kann das ja verstehen." Im Mietshaus, in dem er sein Geschäft hat, haben sie Angst vor Anschlägen, Angst, dass mal ein Molotow-Cocktail in den Laden fliegt. Eines Tages steht ein Karton vor seiner Tür. T. öffnet ihn vorsichtig, mit einem an einem langen Stock befestigten Messer. Es ist nur Sand drin. Nur Sand.

T. macht weiter. Macht weiter, obwohl die Umsätze sinken. Macht weiter, obwohl er registriert, dass ein Teil seiner Stammkunden begonnen hat, die Straßenseite zu wechseln. Er macht weiter, obwohl ihm im Dezember die Scheibe eingeworfen wird. Er macht weiter, obwohl die Stimmung sich gegen ihn gewandt hat, gegen ihn, den Juden. Im Laden wird der Hitlergruß gezeigt, knallen

Hacken zusammen. Die Kneipe in der Nachbarschaft, die T. gelegentlich beliefert, stört sich plötzlich am Belag der Schrippen - dabei, sagt T., "waren es immer zwei Scheiben auf jeder Hälfte". Dieter T. wird angezeigt. Mehrfach kommt die Lebensmittelaufsichtsbehörde in seinen Laden, weil seine Waren angeblich nicht ordnungsgemäß ausgezeichnet seien.

Dieter T. ist dort angelangt, wo er sich nicht hätte vorstellen können, jemals zu sein: In der Brunowstraße in Berlin-Reinickendorf ist er nun der Jude, bei dem man nicht mehr kauft. Es ist Frühsommer in Berlin, 2003.

Das "Israel-Deli" wird zum Zuschussgeschäft. Es gibt Tage, an denen der Laden, der früher bis zu 400 Euro Umsatz verzeichnete, keine zehn Euro mehr abwirft. Es ist eine ökonomische Entscheidung. Dieter T. kann die Miete nicht mehr bezahlen, nicht mehr die Schulden. Er steigt aus, bevor er sich völlig ruiniert. Gerade noch rechtzeitig. Er sagt: "Ick bin kaputt jespield worden."

Es ist ein stiller Abgang in die Anonymität der Großstadt. Ein unheimlich stiller Abgang. Die Lokalpresse berichtet nicht. Die umliegenden Einzelhändler schweigen. Niemand meldet sich, nicht das Bezirksamt, nicht die Parteien. Einzig im Internet sorgt das Verschwinden des Dieter T.

nachhaltig für Wallung. Die Rechtsextremen frohlocken.

In seiner kleinen Wohnung, irgendwo in Berlin, ist Dieter T. am Ende seiner Geschichte angekommen. Er ist nun 60, und will noch einmal neu anfangen. In Israel. Bei der Botschaft hat er die Einreisepapiere beantragt. Seine Frau soll dann später nachkommen, wenn die Schulden abbezahlt sind. Dieter T. wäre ohnehin gegangen - nur eben jetzt noch nicht, noch nicht so früh.

An einer Wohnzimmerwand, über dem Regal, in dem der Talmud steht, hängen die Fotos von seiner Familie - "eigentlich fast alle ins KZ abgewandert". Dieter T. sagt, er habe eigentlich sein Leben lang das Gefühl gehabt, "dass das in Deutschland gar nicht so schlimm ist".

Schon gar nicht an dem Tag, im Frühsommer 2002, als plötzlich eine Kundin in seinem Laden stand und sagte: "Wissen Se, ick bin ooch Jude." T. flüstert, als er die Frau nachmacht.

Quelle: Frankfurter Rundschau 21.08.03

Axel Vornbäumen ist Redakteur für besondere Aufgaben beim Tagesspiegel in Berlin.

"~bazillus 116 >Juden"

Deutsche Schulbücher verbreiten noch immer antisemitische Klischees. Die politisch Verantwortlichen kümmert das wenig

Von Brigitta Huhnke

"Wer war schuld am Tod von Jesus?" hatte im letzten Schuljahr eine Lehrerin im Geschichtsunterricht eines Hamburger Gymnasiums gefragt und ein Mädchen für die Antwort "die Juden" gelobt. Der Sohn von Liane und Jan Hansen (*Namen geändert*) kam wenig später aufgeregt nach Hause. Er hatte sich in der Klasse tüchtig ins Zeug gelegt, um der Lehrerin den Unterschied zwischen religiösen Auffassungen und historischen Fakten zu erklären. Die gab zwar am nächsten Tag vor der Klasse zu, einen Fehler gemacht zu haben. Aber es war bereits geschehen: "Ihr habt Christus umgebracht", hänselte ihn ein Mädchen, und "Judensau" rief ein Junge ihm noch Wochen später hinterher. [...]

Über Monate hinweg führten die Eltern in der Schule Gespräche. Verständnis war zwar vorhanden, aber auch Sätze wie "Vielleicht ist dies das Schicksal der Juden" mußten sie sich anhören. Sie nahmen sich das Schulbuch ihres Sohnes vor, die *Geschichtliche Weltkunde*, Band 1 (Diesterweg Verlag). Dieser alte Schinken, seit 1975 nicht nur an Hamburger Schulen für die Klassen 5 und 6 im Umlauf, enthält alle Abstufungen: offenen Antisemitismus, subtile Stereotype, im günstigsten Fall das Verschweigen jüdischer Existenz. [...]

Über Juden im Mittelalter erfahren Kinder in der *Weltkunde* folgendes: "Die Juden in den Städten führten ein Eigenleben, ihr Glaube trennte sie von den Christen. Andererseits standen sie seit den Karolingern unter dem besonderen Schutz der deutschen Könige. Da sie im Gegensatz zu den Christen für ausgeliehenes Geld Zins nehmen durften (nicht selten bis zu 50 Prozent), wurden viele reich, und das steigerte die Abneigung der Christen, manchmal den Haß, während die Könige, auf Geldanleihen bedacht, den Juden Zugeständnisse machten. Die ›kaiserlichen Kammerknechte‹, wie sie auch hießen, erhielten z.B. Zoll- und Handelsfreiheiten, in Speyer sogar das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit. Die Juden blieben ungeachtet ihres Reichtums gewöhnlich aus der städtischen Gemeinschaft ausgeschlossen. Sie durften keine Christen heiraten und keine städtischen Grundstücke kaufen und mußten in eigenen Stadtvierteln, in Ghettos, wohnen. Hier stand ihre Kirche, die Synagoge, hier predigte der Rabbiner seinen Glaubensgenossen, hier lag auch der Judenfriedhof. Der spitze Judenhut und gelbe Kleidung sonderten die Juden auch äußerlich vom christlichen Bürgertum ab. In zahlreichen deut-

schen Ländern vertrieben die Landesherren im Spätmittelalter die Juden, die größtenteils nach Polen auswanderten." [...]

Für Nathan Kalmanowicz, Kultusdezernent im Präsidium des Zentralrats, haben solche Passagen wenig mit historischen Erkenntnissen zu tun. "Juden sind reich, und sie sind Sonderlinge, das sind die alten antisemitischen Stereotype." Erklärt wird eben nicht, was der "spitze Judenhut und die gelbe Kleidung" damals bedeutet haben. Sie waren der historische Vorläufer für Hitlers "gelben Davidstern". Im 11. und 12. Jahrhundert haben klerikale Führer den Juden diese Verkleidung aufoktroiert, "einzig zu dem Zweck, sie zu demütigen, damit man sie schon von Ferne erkennt und sie belächelt", erklärt Kalmanowicz. Die Behauptung, die Juden seien vertrieben worden und hätten daher auswandern müssen, nennt Kalmanowicz "schlicht eine Frechheit, weil die vielen Morde verschwiegen werden". Statt dessen stehen im Buch die folgenden Lernfragen: "Kennst du jüdische Mitbürger. Welche Berufe haben sie?" Befremdlich auch: "Warum durften Christen keinen Zins nehmen? Denk an das Gebot der Barmherzigkeit!" [...]

Die Behörde empfiehlt seit neuestem andere Schulbücher. Dazu gehören *Unsere Geschichte* und *Anno*. Die dreibändige Ausgabe von *Unsere Geschichte*, die 1985 ebenfalls im Diesterweg Verlag erschien, herausgegeben von Wolfgang Hug, der auch für die *Weltkunde* verantwortlich ist, enthält das alte didaktische Konzept. Über wirtschaftliche und politische Hintergründe sogenannter Religionskriege wird ebensowenig aufgeklärt wie über den Alltag der Menschen. Nur selten beziehen sich besonders die Schilderungen über das Mittelalter auch auf konkrete Orte und Jahreszahlen. Gute Voraussetzungen für Stereotype. Die über Juden sind zum Teil aus dem Vorgängerbuch übernommen worden, zum Teil tauchen neue auf. In einem Zitat, das aus einem anderen verlagseigenen Werk, *Weltreligionen, Judentum*, stammt, erfahren wir auf die Frage "Was bedeutet den Juden die Synagoge?", es solle dort, irgendwann zwischen 1250 und 430 v. Chr. und irgendwo, so ausgesehen haben: "Beim Eintritt in die Synagoge empfängt einen der Lärm von Gebet und Geschwätz. Eine Unterhaltung zwischen Nachbarn mischt sich mit dem Gemurmel eines sich wiegenden Beters ... Dort hört man unterdrücktes Gelächter über einen jüdischen

Witz." Kurzum, die Synagoge "scheint überhaupt kein sehr heiliger Ort zu sein".

Und wie sieht es bei *Anno* vom Westermann Verlag aus? Die dreibändige Ausgabe von *Anno* erschien 1995 und 1997, ist also brandneu. Auch hier wird ohne Aufklärung über Ursachen und Zusammenhänge einfach behauptet: "Eine Sonderrolle spielten die Juden in den mittelalterlichen Städten", weil sie "hohe Zinsen" nahmen: "Für viele Christen waren ihre Schulden bei den Juden erdrückend. Der Reichtum weckte Neid und Haß."

Antisemitische Klischees durchziehen auch Schilderungen über die "Kreuzzüge". In der *Weltkunde* ist vom heldenhaften "Kreuzzug der armen Leute" unter Führung von Graf Emich von Leiningen die Rede, die sich gegen Juden gewehrt hätten. Warum? "Die Juden waren weder in Worms selbst noch in der Umgebung beliebt; das Gerücht bewog Stadtvolk und Landvolk dazu, sich dem Angriff der Leute Emichs auf das jüdische Viertel anzuschließen." Ähnliche Zusammenhänge legt auch *Anno* nahe. Zum Stichpunkt "Judenverfolgungen am Rhein" ist zu erfahren, "einfache Leute" seien nach Speyer, Worms und Mainz geströmt: "Dort gab es reiche Judengemeinden." Massaker an Juden werden zwar erwähnt, die Zusammenhänge aber bleiben im dunkeln. Kalmanowicz erklärt: "Immer wenn die christlichen Ritterarmeen vom 11. bis 13. Jahrhundert auf ihrem beschwerlichen Weg in den Orient von islamisch geführten Armeen geschlagen wurden, dann nahmen sie Rache an der jüdischen Minderheit, deshalb kam es in Städten wie Speyer und Worms zu Pogromen."

Juden, Pest und Tod - auch ohne dieses Stereotyp kommt keines der drei Bücher aus. "Die Angst vor dem unerklärlichen Schwarzen Tod führte auf der Suche nach ›Sündenböcken‹ vor allem in deutschen Städten 1349 zu einer regelrechten Judenverfolgung", so steht es beispielsweise in *Anno*. Links davon, etwas weiter unten, ist eine Ratte abgebildet, versehen mit der Information, die Ratten seien die Verursacher gewesen. Für Kalmanowicz können so dennoch unbewusste, kulturell verankerte Assoziationen über die symbolische Verknüpfung von Juden und Ratten provoziert werden, die seit Goebbels und "Jud Süß" endgültig berüchtigt sind. Ihn ärgert, "daß nicht aufgeklärt wird, warum Juden weniger von der Pest betroffen und deshalb dem Haß ausgesetzt waren": Die religiösen Sauberkeitsriten wie das Bad in der Mikwe, aber auch regelmäßiges Händewaschen, strenge Körperhygiene, machten Juden weniger anfällig für die Pest.

Ein anderes als pädagogisch besonders wertvoll gehandeltes Werk an Hamburgs Schulen, *Geschichte und Geschehen* für die Sekundarstufe I (Klett Verlag, 1995), enthält das Kapitel "Juden -

eine ungeliebte Minderheit". Die Variation des Mantras hier: "Die andersartige Tracht der Juden, ihre religiösen Gebräuche und ihre Rolle als Geldverleiher erregten das Mißtrauen und den Neid der christlichen Bevölkerung. In Zeiten der Not diente die jüdische Minderheit immer wieder als ›Sündenbock‹ und war dann angeblich an allem Übel schuld. Man sagte ihnen die schrecklichsten Verbrechen nach, um anschließend über sie herzufallen. In den Jahrzehnten nach der Pest von 1348 wurden die Juden entweder in Ghettos, abgeschlossenen Bezirken, isoliert oder ganz aus deutschen Städten - wie auch aus anderen Ländern Europas - vertrieben. Sie siedelten sich daraufhin in Osteuropa an, bewahrten dort aber ihren deutschen Dialekt, das Jiddische. Im 19. Jahrhundert nannte man Haß auf die Juden Antisemitismus. Antisemitismus führte im Zweiten Weltkrieg (1939-1945) auf Befehl der damaligen deutschen nationalsozialistischen Regierung zum Mord an mehreren Millionen Menschen jüdischer Abstammung." Sollte nun eine Schülerin in diesem rasanten Galopp durch die Geschichte vielleicht ein wenig Luft holen wollen, um beispielsweise im Index unter "Pest" nachzuschlagen, dann findet sie folgendes: "~bazillus 116 >Juden". Auf der Seite 116 mit der Überschrift "Krankheiten und Seuchen ausgeliefert" ist dann nicht mehr von der Unschuld der Juden die Rede. Die Assoziation "Bazillus - Juden" kann also bleiben. Das Jiddische sei ein deutscher Dialekt - mit dieser falschen Information muß sie auch leben. [...]

Auch bei den Lerneinheiten über die Antike liegt einiges im argen. Doch gerade die Hellenisierungspolitik, mit der die Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung begründet wurde, war wichtig für die Stereotypenbildung. Dem Gegensatz von Judentum und Hellenismus folgte der Gegensatz von Barbarei und Kultur, variationsreich nicht nur von griechischen, sondern auch von römischen Herrschern und Literaten verkündet. Ohne diese Anfänge des Antijudaismus sind die Metapher vom Juden als Mörder Christi oder als Hostien-schänder ebensowenig verständlich wie der Antisemitismus des 19. Jahrhunderts oder der deutsche Vernichtungsantisemitismus. Auch gegenwärtig immer mal wieder aufflackernde Wahnvorstellungen vom Weltjudentum haben kulturelle Wurzeln in der Antike. [...]

Die Täter bleiben zu allen Zeiten weithin unsichtbar. Warum erfahren junge Hamburgerinnen und Hamburger nichts über Judenhasser wie Johannes Bugenhagen im 16. Jahrhundert, dessen Namen noch heute viele deutsche Kirchen und Stifte tragen, oder über Johannes Müller, einen bekannten Pastor der heutigen Hauptkirche St. Petri, der mit seinem 1.500 Seiten Machwerk nicht nur jüdische Hamburger diffamierte? Warum

wird ihnen Johann Hinrich Wichern im 19. Jahrhundert nicht als Antisemit reinsten Wassers vorgestellt, der seinen Bekehrungsdrang in der Judenmission austobte? Warum wird verschwiegen, wie sich der Senat der Hansestadt noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts damit rühmte, "judenfrei" zu sein? Erst nach dem wirtschaftlichen Niedergang der Hanse ließen die Pfeffersäcke portugiesische Kaufleute mit jüdischem Hintergrund in die Stadt.

Julia Koppke, Abgeordnete der Hamburger Bürgerschaftsgruppe Regenbogen, wollte, im Rahmen einer kleinen Anfrage an den Senat, anhand von zehn konkreten Fragen wissen, was genau mit diesen Schulbüchern passieren wird, wie die Bildungspläne und die Lehrerfortbildung künftig aussehen sollen und wieviel fachfremdes Lehrpersonal das Fach Geschichte unterrichtet. Die Schulbehörde hielt es nicht für nötig, auch nur

eine Frage wirklich zu beantworten. Die Schuld für den Einsatz der kontaminierten Bücher schiebt sie seit Monaten einfach auf die Schulen ab. Neue Schulbücher sollen nicht angeschafft werden. Der Grund: "Der Hamburger Markt ist allein nicht groß genug, um dafür genügend wirtschaftliche Anreize zu bieten." Die Schulbuchverlage sind mittlerweile das kleinere Problem. Diesterweg, Westermann und auch der Cornelsen Verlag, der in München in die Kritik geraten war, gestehen Fehler ein und sind zu vollständigen Überarbeitungen der Bücher bereit. [...]

Brigitta Huhnke forscht und lehrt in Hamburg über mediale Politikvermittlung und den Umgang mit der NS-Vergangenheit

Quelle: konkret 04/2001

Antisemitismus ohne Antisemiten?

Möllemann, Blüm et al. bedienen Ressentiments - ohne es zugeben oder wahrhaben zu wollen

Von Wolfgang Benz

Die Debatte über den aktuellen Antisemitismus, kristallisiert an der Politik Israels und der Haltung des Zentralrats der Juden in Deutschland, dauert jetzt lange genug, daß Trends und Argumentationslinien erkennbar sind, daß der Schaden beachtet werden kann, der bereits eingetreten ist.

Personalisiert ist die Debatte an den Politikern Jamal Karsli und Jürgen W. Möllemann, die sie entflammt haben, an Guido Westerwelle, der der Ausbreitung des Herdes zum Flächenbrand mit großer Gelassenheit und langer Geduld beiwohnte, bis er zur internen Schadensbegrenzung die Autorität des Parteichefs hervorkehrte, gestützt auf Veteranen des Liberalismus, die dem Zeitgeist mit Überzeugungen zu trotzen suchen. Personalisiert ist die Debatte im zweiten Schub am Schriftsteller Martin Walser, dessen Roman um den Literaturkritiker "Ehrl-König" alias Reich-Ranicki unter Antisemitismus-Verdacht geriet und dadurch Blitzkarriere machte, was die literarische Qualität allein nicht ermöglicht hätte, und an Politikern wie Norbert Blüm, die in Interviews und Statements gewagte Spekulationen zum Zeitgeschehen und vermeintlichen historischen Parallelen äußern.

Unter dem Vorwand der Israelkritik, die als befreiender Tabubruch dargestellt wird, sind die Stereotypen der Judenfeindschaft in die öffentliche Auseinandersetzung zurückgekehrt. Das ist das neue an dieser Debatte, die mit zunehmender Erbitterung von Menschen geführt wird, die mit bierernster Trotzigkeit einklagen, was niemand bestreitet, das vermeintlich vorenthaltene Recht auf Kritik an Israel, das Ende vermuteter Privilegien "der Juden" in Deutschland, die es nicht gibt. Die Debatte läuft auf zwei Ebenen. In den Medien müht sich politische und sonstige Prominenz darum, den Konsens zu bewahren, der essentieller Bestandteil unserer politischen Kultur ist, den Konsens darüber, daß Antisemitismus als Mittel der Politik verpönt, daß Judenfeindschaft ein für allemal in diesem Land geächtet ist. Im Alltagsdiskurs, der zweiten und wirkungsmächtigeren Ebene, erfolgt mit Hilfe tradiert Stereotypen gegen Juden die Reanimierung muffiger Ressentiments, die ausschließlich mit den Kategorien "fremd" und "eigen" ein Politikverständnis mit dem Ziel, Gemeinschaft durch Ausgrenzung zu stiften, artikuliert.

Die Debatte hat sich schließlich an einem Nebenschauplatz verhakt, an der Frage, ob diejenigen, die sie entzündet haben, Antisemiten sind oder nicht (auch auf der zweiten Ebene, am Stammisch und wo sonst der Diskurs geführt wird, dominiert die Frage, ob man ein Antisemit sei, wenn

man dieses oder jenes sage, empfinde oder tue). Zuletzt hat vergangenes Wochenende Helmut Schmidt, ein Mann von Autorität und Reputation, dem Politiker Möllemann attestiert, daß er kein Antisemit sei. Warum mußte der Altkanzler in die Falle tappen, die der alerte Freidemokrat aufgestellt hat? Daß über die Nahost-Politik geredet und gestritten werden müßte, hat Helmut Schmidt eingefordert, als habe dies irgend jemand verboten, verbieten wollen, als könne so etwas verboten werden. Eben mit der Behauptung, man dürfe Israel nicht kritisieren, hat Jürgen W. Möllemann doch die schlichten Gemüter geködert und das Ventil geöffnet, um damit judenfeindliche Ressentiments salonfähig zu machen. Solcher Populismus ist auch dann wirkungsvoll, wenn das Kalkül im ersten Anlauf – bei der Werbung neuer Wähler – nicht aufgeht, denn die zweite Chance, als Märtyrer zu reüssieren, ist einprogrammiert.

Leserbriefe, Zuschriften, Rufe aus dem Publikum bestätigen, daß ein Popanz erzeugt wurde, damit er mit aller Kraft und großer Wut bekämpft werden kann. Der Popanz heißt, Israelkritik sei verboten, und andere Spukgestalten gesellen sich dazu: die Mär von der zionistischen Lobby oder vom beherrschenden jüdischen Einfluß auf die Medien sowie Weltverschwörungsphantasien krönen das Konstrukt.

Denkverbote und Meinungsmonopole werden behauptet, nur um sie brechen zu können. Mit Antisemitismus hätten die Unterstellungen, hätte das Hantieren mit Stereotypen, hätte das Geräune über jüdisches Wesen – davon geben sich die Protagonisten überzeugt – nichts zu tun, entsprechende Vorwürfe werden mit der Entrüstung zurückgewiesen, die dem fundamentalen Verstoß gegen die guten politischen Sitten angemessen ist. Nicht aus Feindschaft gegen Juden, sondern im Kampf um Meinungsfreiheit, zur Wahrung berechtigter Interessen, werden, glaubt man den Beteuerungen, die grotesken Vergleiche gezogen bis hin zur Gleichsetzung von Juden und Nazis im Nahostkonflikt. Daß Juden darüber verletzt sind und sich dagegen verwahren, erregt die Verwunderung derer, die solches sagen, die keinesfalls Judenfeinde genannt werden wollen; die jüdische Abwehr der Kränkung kann aber mühelos in die Argumentation eingebaut werden.

Die Gründe liegen auf der Hand. Juden, die sich schuldig machen, verlieren den Opferstatus und werden angreifbar. Zur Rationalisierung der Abneigung, die als berechtigte und nachvollziehbare Kritik an einem bestimmten Sachverhalt erschei-

nen soll, muß jeder Antisemitismusvorwurf zurückgewiesen, muß jeder Verdacht, es ginge um etwas anderes als um berechnete Anliegen, zerstreut werden. Als Hilfsmittel dient oft auch die Vermutung, man wisse gar nicht genau, was Antisemitismus sei, das müsse erst einmal definiert werden.

Der aktuelle Diskurs über den Antisemitismus hat ein schlichtes Design. Israelkritik wird als Tabubruch inszeniert und instrumentalisiert, als Vehikel zum Transport von Judenfeindschaft durch falschen Vergleich, konstruierte Parallelen oder beleidigenden Vorwurf. Norbert Blüm hat damit begonnen, als er vom "hemmungslosen Vernichtungskrieg" der Israeli gegen die Palästinenser redete, und dankbar nehmen es diejenigen auf, die gar nicht Israel meinen, sondern "die Juden" überhaupt, die von Nazimethoden faseln und froh sind, daß es einen vermeintlichen Angriffspunkt gibt, der das Zutreffen aller stereotypen Ressentiments scheinbar beweist. "Auge um Auge, Zahn um Zahn" steht auf Transparenten, die bei Demonstrationen herumgetragen werden, und die Schlagzeilenkombination einer seriösen Tageszeitung "Jürgen Möllemann zeigt Reue - Zentralrat der Juden gibt sich unversöhnlich" bedient die gleichen auf Stereotypen basierenden Assoziationen.

Auf der Suche nach den Ursachen des neuen Antisemitismus folgert ein gebildeter und debattentüchtiger Zeitgenosse: "Ich kann mir beim besten Willen hierfür keine anderen Gründe vorstellen als das Auftreten des Zentralrats der Juden in Deutschland und die israelische Politik gegenüber den Palästinensern insbesondere unter Sharon, so wie es Möllemann (vielleicht in unpassender Form) ausgedrückt hat." Ob man einen, der Ressentiments gegen Juden instrumentalisiert, wie Möllemann bei der Verfolgung seines 18-Prozent-Projektes (bei dem Wählerschichten angesprochen werden, die bisher nur das Reservoir der Rechtsradikalen bildeten), ob man also einen, der antisemitische Emotionen stimuliert, einen Antisemiten nennt, scheint manchen die eigentlich bewegende Frage. Auch Altkanzler Schmidt engagiert sich an dieser Stelle, als sei der Vorwurf des Antisemitismus das Wesentliche, ein Vorwurf, der so ungeheuerlich ist, daß man auch diejeni-

gen, die sich diesem Vorwurf leichtfertig aussetzen, in Schutz nehmen muß.

War Heinrich von Treitschke, Berliner Historiker im neunzehnten Jahrhundert, ein Antisemit? Von ihm stammt der unselige Spruch "Die Juden sind unser Unglück", der Jahrzehnte später allwöchentlich im Stürmer wiederholt wurde. Mit den Kleingeistern, Fanatikern, böswilligen Wirkköpfen, die zu Treitschkes Zeiten den Rassenantisemitismus erfunden haben, den Hitler zur letzten Konsequenz trieb, hatte Treitschke damals so wenig gemein wie heute Möllemann mit deren Epigonen, den Ideologen der NPD oder den Erzeugern des antisemitischen Giftmülls in der rechtsextremen Wochenzeitung für Unbelehrbare. Die Frage, ob Treitschke Antisemit war oder aus anderen Gründen Judenfeindschaft förderte, erscheint angesichts der Wirkung seiner Worte ebenso nachrangig wie Mutmaßungen darüber, ob Möllemann ein Antisemit ist. Von Belang ist aber der Schaden, den der eine angerichtet hat, den der andere anrichtet.

Möglicherweise verbergen sich hinter den definitorischen Finten und Winkelzügen, was Antisemitismus sei und wer ein Antisemit ist, wirklich Unkenntnis und Unsicherheit, ob "richtiger" Antisemitismus vielleicht erst als Stufe vor dem Völkermord zu definieren ist, daß also Vorbehalte gegen die Minderheit, die nicht unmittelbar Vertreibung oder Vernichtung im Schilde führen, nicht unter das Verdikt der Intoleranz, der Volksverhetzung, der Demokratiefeindlichkeit fallen und als verzeihliche Entgleisungen im Eifer des Gefechtes hingenommen werden sollten. Aber womit hat der mörderische Antisemitismus der Nationalsozialisten denn angefangen? Doch mit eben diesen Vorurteilen und Unterstellungen, die jetzt vom Antisemitismusverdacht gereinigt werden sollen.

Quelle: Jüdische Allgemeine 04.07.02

Wolfgang Benz ist Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin.

"Siehe doch Deutschland" Martin Walsers "Tod eines Kritikers"

Von Ruth Klüger

Lieber Martin, wäre *Tod eines Kritikers* doch nur ein misslungener Roman! Das könntest Du Dir schon leisten, nach all den vielgelesenen und gefeierten Werken, die Du geschrieben hast, und es würde Deinen Ruf kaum beeinträchtigen. Doch das Gift, das Dir hier aus der Feder floss, ist Dir nicht einfach zu einem schlechten, es ist eher zu einem üblen Buch geronnen.

Wenn ich es richtig lese, so handelt Dein letztes Buch zwar auf erster Ebene von einer Abrechnung mit Korruption und Unterhaltungssucht im deutschen Literaturbetrieb. Aber das ist nicht alles, das wäre zu kurz gegriffen. Das übergreifende Thema, Du sagst es mehrmals, ist Macht und Niederlage, es geht um Sieger und Besiegte. "Besiegt, das heißt, davon erholst du dich nicht mehr. Der Besiegte schämt sich ... Du kannst andere beschuldigen, aber du weißt: du allein bist die Ursache deiner Niederlage. Siehe doch Deutschland. Abgesehen davon, dass es eben überhaupt keine Rolle spielt, warum du besiegt bist."

Also nicht nur von Schriftstellern und Kritikern schreibst Du, sondern stellvertretend ist auch das Vaterland, das einstens besiegte, das sich noch immer schämt, miteinbezogen, mitgedacht. Du hast, nicht zum ersten Mal, ein Deutschlandbuch geschrieben. Und da soll es keine Rolle spielen, wenn ein ausländischer oder zurückgekehrter, auf jeden Fall vom Ungeist beseelter, Kritiker ein Jude ist?

Als eine Jüdin, die sich beruflich mit deutscher Literatur befasst und sich mit Dir und Deiner Familie befreundet glaubt, fühle ich mich von Deiner Darstellung eines Kritikers als jüdisches Scheusal betroffen, gekränkt, beleidigt. Du würdest sicherlich antworten: Aber du bist doch nicht gemeint, ich hab doch nichts gegen Juden, nur gegen diesen einen, illegitime Macht Ausübenden, der zufällig Jude ist. Doch der Zufall hat zwar einen Platz in der Wirklichkeit, aber nicht in der Literatur. Sonst bräuchten wir die Literatur gar nicht.

Kürzere und zerknautschte Nasen

Natürlich muss sich der Verfasser eines Romans, auch eines realistischen, gewiss eines satirischen, nicht an die wirkliche Vorlage halten, oder doch nur so, dass die Zielscheibe der Satire erkennbar bleibt. Eine Karikatur ist keine Fotografie, das Opfer wird sich umsonst beschweren, dass es in Wahrheit eine kürzere Nase und eine höhere Stirne hat. Der Satiriker wählt, was ihm bedeutend erscheint. Verantwortlich ist er dann allerdings für die Bedeutung. Und wenn er einen widerlichen Kritiker als Juden zeichnet, dann darf man wohl fragen, ob er damit so etwas wie die zerstörende

Macht der Juden im deutschen zeitgenössischen Geistesleben meint.

Die schnelle abwehrende Antwort wäre: Keineswegs, Martin Walsers Ehrl-König ist deshalb Jude, weil Marcel Reich-Ranicki nun einmal Jude ist. Doch Realismus in der Literatur ist eben nicht Abklatsch der Wirklichkeit, sondern ihre Interpretation. Der Roman *Effi Briest* wird nicht unrealistischer, wenn man weiß, dass Fontanes Vorbild nicht aus Kummer starb und viel älter geworden ist als die Romanheldin. Verantwortlich ist Fontane nicht für das Frauenleben, das ihn inspiriert hat, wohl aber für die Aussage seines Werks über die gesellschaftlichen Zwänge seiner Zeit.

Aber, sagen Du und Deine Verteidiger, es ist doch nur eine Komödie, nur eine Farce, warum nehmt ihr diesen kleinen Roman so ernst? Als ob Komödien und schlechte Witze nicht seit eh und je besonders beliebte Vehikel der Verhöhnung gewesen wären! Aber es wird ja niemand ermordet, sagst Du, der Kritiker kehrt heil von seinem Abenteuer mit der blonden deutschen Adligen zurück, deren Nase er vorher, geil wie er ist, vor allen Leuten obszön zerknautscht hat, und wird am Ende noch selbst in England in den Adelsstand erhoben (denn er hat ja so viele Staatsbürgerschaften). Der Judenmord, wie er in Deinem Buche steht, sagst Du, war immer nur eine Phantasie in den Köpfen Deiner fiktiven Schriftsteller, selbstredend Nichtjuden, die der jüdische Kritiker geschädigt hatte. Ich bitte euch, scheint der Text zu sagen, wir sind doch kein Mordgesindel. Lieber Martin, vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte, die sich nun einmal nicht ausklammern lässt, ist die komische Wiederkehr des nur scheinbar ermordeten Juden noch schlimmer als ein handfester Krimi mit Leiche gewesen wäre.

Apropos Krimi. Vor fünfzehn Jahren hast Du (zusammen mit Asta Scheib) das Drehbuch zu einem Fernseh-Tatort, betitelt *Armer Nanosh*, geschrieben, das bei Fischer auch als Taschenbuchkrimi erschien. Der spielte im "Zigeunermilieu", handelte also weitgehend von Roma und Sinti. Diese hast Du damals derart stereotyp dargestellt, dass der Zentralrat der Roma und Sinti sich beschwerte; doch weder Du noch der NDR hörten den Betroffenen zu. Du drehtest damals sogar den Spieß um und meinstest, jetzt werde "Jagd auf Schriftsteller" gemacht. Die Einwände der Betroffenen, die doch eigentlich besser wissen mussten als Du, ob sie sich verletzt fühlten und wo es weh tat, stießen auf keine Sympathie bei Dir. Du behauptetest starrköpfig, solange der Täter in Deiner Geschichte kein Roma sei, wäre die Darstellung nicht diskriminierend. So auch jetzt: der Jude wird nicht ermordet, ergo...

Dabei ist gar keine Kombination von Figur und Handlung tabu. Zum Beispiel, in Günter Grass' letztem Roman, *Im Krebsgang*, begeht ein Jude einen Mord. Grass' Darstellung ist weder antin noch philosemitisch, sie ist vorurteilsfrei und daher nicht zu beanstanden. Aber der Antisemitismus kommt ja in Deinem Buch gar nicht vor, sagst Du. Eben. Er sollte nämlich vorkommen. Hättest Du ihn thematisiert, so würde man ihn Dir nicht zum Vorwurf machen können. Im *Tod eines Kritikers* verdirbt der Jude (oder der Halbjude oder der vermeintliche Jude, auf jeden Fall der mit dem Etikett "Jude") den Schriftstellern die Preise und dem Publikum den Geschmack, aber, Gott behüte, keiner würde das "den Juden" ankreiden. Indessen wird es sich ja herumgesprochen haben, und nicht nur unter Juden und Sozialwissenschaftlern, dass die Abneigung gegen Juden als Gruppe in Deutschland hie und da vorkommt. Dafür bist Du nicht verantwortlich, auch wenn Dein umstrittenes Buch in die Möllemann-Debatte hineinplatzt und daher zu einer denkbar unguuten Zeit herauskommt. Aber eine private Angelegenheit ist so ein Buch eben auch nicht.

Ein Deutschlandbild mit böartigen Juden - oder meinerwegen dem bösen Juden -, aber ohne Judenfeindlichkeit, ist, schlicht ausgedrückt, verlogen. Verlogene Darstellung der Wirklichkeit in der Fiktion wird gemeinhin als Kitsch bezeichnet. Wenn sie in den ausgewogenen Sätzen mit dem unverkennbaren Rhythmus eines echten Schriftstellers daherkommt, dann nennt man sie Edelkitsch, auch das ein gutes deutsches Wort.

Wie sollen wir nun das komplizierte Gefühlsbündel lesen, das Dein Protagonist, der Schriftsteller Hans Lach, alias Mystikforscher Landolf, für seinen Peiniger hegt, und das ja auch positive Regungen nicht ausschließt? Gerade in seiner Unterschwelligkeit folgt Deine Darstellung einem geradezu klassischen Muster der Diskriminierung. Der Mann, dem unsere Sympathie gehört, nähert sich blauäugig (im metaphorischen wie im rassistischen Sinne) und zutraulich, wie er nun einmal von Natur aus ist, dem Andersartigen und wird von diesem betrogen, enttäuscht, zurückgestoßen. Landolf versenkt sich in den Konstanzer Mystiker Seuse, sein alter ego Hans Lach schweigt sich aus. Ichverleugnung, Stille, Nachdenken, Kontemplation, Askese, Gelassenheit: das ist der Gegenpol zu dem Schwätzer und geistigem Giftmischer Ehrh-König. Gebirge und Einsamkeit mit ehrlichen Gefühlen und Gedanken einerseits, der Gerüchtekessel der Großstadt andererseits, wo der Fremde, der Jude mit seinen Mitläufern herrscht und wo mißgünstig und sinnentleert dahergeredet wird.

Der deutsche Prototyp für diese Konstellation ist in Wilhelm Raabes *Der Hungerpastor* von 1864 zu

finden, ein Roman, der auch von zwei Intellektuellen handelt, von denen der eine gottergeben und wahrheitssuchend ist, der andere, der Jude, nur geschickt, gescheit und auf seinen Vorteil bedacht. Der Gute lässt sich von dem Schlechten arglos ausnützen und merkt erst spät, mit wem er es zu tun hat. Letzterer widmet sich schließlich unsauberen Spionagegeschäften in Paris, während der Christ ein arbeitsamer und liebevoller Pastor in einem armen aber naturverbundenen Provinznest wird. Der Roman, der abwechselnd von Bosheiten und Sentimentalitäten strotzt, wurde enorm populär und hat seinem Autor eine Stange Geld eingebracht.

Der gute alte Risches von 1910

Raabe, der ja, wie Du, ein bedeutender Autor war und sich nicht für einen Antisemiten hielt (so wenig wie sein Vorgänger Gustav Freytag), bedauerte zwar, was er angerichtet hatte, erfand später auch noch zur Wiedergutmachung ein paar dürrtliche positive jüdische Frauengestalten, aber der Text vom *Hungerpastor* blieb unverändert und hat viel Schaden in den Köpfen seiner Leser angerichtet. Will sagen: Wir reden hier von analysierbaren Texten. Die Selbsteinschätzung der Dichter und ihre unerforschlichen Seelen stehen auf einem anderen Blatt.

Lieber Martin, seit wir uns vor 55 Jahren kennenlernten, ist viel Wasser in den Bodensee geflossen, und nicht nur heilig-nüchternes, für Hölderlins Schwäne zum Tunken geeignetes. Damals war die große Mordwelle gerade vorbei, und Deutschland stand am Anfang der großen Gleichgültigkeitswelle. Darauf folgte die triefende Philosemitismuswelle. Jetzt sieht es hierzulande nach einem Rückfall aus in das, was wir Juden in der Nazizeit ironisch wehmütig "den guten alten Risches von 1910" nannten, nämlich die gemäßigte Judenverachtung weiter Bevölkerungsschichten aller Klassen, mit der sich (scheinbar) leben ließ. In Deiner Friedenspreisrede hast Du über eine Moralkeule gejamert, mit der Ungenannte Dich und andere Deutsche bedrohten. Jetzt spielst du weiter "Sieger und Besiegte", und dabei ist Dir selber unversehens die von Dir heraufbeschworene Keule in die Hände gerutscht, aber wo, bitte, steckt denn hier die Moral?

In alter Freundschaft

Ruth

Die 1931 in Wien geborene Ruth Klüger ist Professorin für Literaturwissenschaft an der University of California in Irvine/USA und an der Universität Göttingen. Zu ihren Veröffentlichungen gehören: "weiter leben. Eine Jugend" 1992. "Katastrophen. Über deutsche Literatur" 1994. "Frauen lesen anders. Essays" 1996.

Quelle: Frankfurter Rundschau 27.06.02

Das Bedürfnis nach Entlastung

Schlechtes Gewissen, nach außen projiziert: Auf exemplarische Weise demonstriert Hohmanns Rede die Abwege des neudeutschen Nationalismus

Von Thomas Haury

Auch wenn sich die tagespolitische Aufmerksamkeit wieder neuen Themen zuwendet - die antisemitische Rede Martin Hohmanns verdient eingehende Betrachtung. Denn erstens ist sie der skandalöseste Fall von Antisemitismus der letzten Jahrzehnte: Ein Bundestagsabgeordneter einer etablierten demokratischen Partei äußert sich dezidiert antisemitisch. Nicht etwa am Biertisch oder in einem Nebensatz, sondern als Hauptteil einer sorgfältig ausgearbeiteten öffentlichen Rede, die von 130 Zuhörern mit Beifall bedacht wird. Nach zwei Wochen öffentlicher Skandalisierung verweigert fast ein Fünftel der Fraktionskollegen des Redners die Zustimmung zu seinem Ausschluss. Viele wollen in der inkriminierten Rede keinen Antisemitismus erkennen, manche, darunter ein General, stimmen ihr gar offen zu.

Antisemitismus wegen Auschwitz

Zum Zweiten ist die Rede Martin Hohmanns von Interesse, weil sie in paradigmatischer Weise eine neue, spezifisch deutsche Form des Antisemitismus artikuliert: einen dem "deutschen" Bedürfnis nach Entlastung entspringenden "Antisemitismus wegen Auschwitz".

Der "klassische" moderne Antisemitismus, vom Kaiserreich bis hin zum Nationalsozialismus, machte die Juden für alle verunsichernden Phänomene der modernen Gesellschaft verantwortlich. Banken und Börse, parlamentarische Demokratie und freie Presse, Sozialismus und Materialismus, kritischer Intellekt und der Zerfall althergebrachter Werte und Normen, Massenkultur, Pornographie und Frauenemanzipation galten allesamt als das gezielte Werk der Juden, die damit das naturwüchsige "deutsche Volk" zersetzen und beherrschen wollten. Allein die "Lösung der Judenfrage" könne die deutsche Nation vor dieser tödlichen Bedrohung retten und von allen Zumutungen der Moderne befreien.

Bei Hohmann findet sich kein vergleichbarer antimoderner Furor, der die Juden zum Ziel erkoren hat. Sein Thema ist "unser Volk" und dessen "schwierige Beziehung zu sich selbst", sprich: die nach Hohmanns Meinung gestörte

Identifikation der Deutschen mit ihrem "Vaterland".

Seit 1945 steht jedes Bedürfnis nach "nationaler Identität" in Deutschland vor einem prinzipiellen und unüberwindbaren Problem: Wie soll man sich mit der "deutschen Nation" identifizieren, wo doch

das Menschheitsverbrechen der millionenfachen Ermordung von Juden von Deutschland ausging? Wie mit dem "deutschen Volk", angesichts der großen Begeisterung für Hitler, der breiten Duldung der Entrechtung der Juden, der (Mit-)Täterschaft von hunderttausenden Deutschen an ihrer Ausraubung, Deportation und Ermordung?

Aus dieser Aporie des deutschen Nationalismus nach 1945 resultieren ein andauerndes Bedürfnis nach Entlastung, das Verlangen nach einem "Schlussstrich" unter der Vergangenheit und die vielfältigen Versuche der Relativierung der deutschen Taten. Zwanghaft will man zum einen die Deutschen in die Reihe der unschuldigen Opfer stellen und zum anderen "die Juden" als schuldbeladene Täter vorführen. Dies aber führt unausweichlich zu antisemitischen Argumentationsfiguren.

Hierzu liest sich Hohmanns Rede wie ein Lehrstück. Sie bekundet offen das Bedürfnis nach Entlastung, spielt die verschiedenen Varianten der Relativierung durch und produziert so notwendig einen lupenreinen "Antisemitismus wegen Auschwitz". Schmerzhaft empfindet Martin Hohmann die Aporie des deutschen Nationalismus: "Schwere Sorgen" macht ihm das "nationale Selbstbewusstsein" der Deutschen, denn die "Vernichtung der europäischen Juden lastet auf der deutschen Geschichte ... Im Kern bleibt der Vorwurf: Die Deutschen sind das Tätervolk".

Diese Vorstellung, die Deutschen würden bis heute kollektiv als "Tätervolk" gebrandmarkt, entspringt allerdings nicht der Realität. Vielmehr zieht die Identifikation mit dem "deutschen Volk" zwingend ein schlechtes nationales Gewissen nach sich, das dann nach außen projiziert und dort aggressiv bekämpft wird. So zählt auch Hohmann die üblichen Tatverdächtigen auf, die den armen Deutschen ihre Nation mies machen: deutschfeindliche angelsächsische Filme, die "derzeit dominierende politische Klasse", Wissenschaftler, die mit "neurotischem Eifer" die Zeit des Nationalsozialismus erforschen, und auch die Achtundsechziger dürfen nicht fehlen.

Ende der "Bußzeit"

Dabei hätten die Deutschen doch eine "einzigartige, schonungslose" Aufarbeitung der Verbrechen der Hitlerzeit und eine vorbildliche "milliardenschwere Wiedergutmachung" an die Juden geleistet. Ein Schlussstrich unter die Vergangenheit, so

die Botschaft, wäre da doch das Mindeste. Schon 1999 forderte Hohmann im Bundestag ein Ende der überlangen "Bußzeit" und stimmte gegen den Bau des Berliner Holocaust-Mahnmals.

Zur weiteren Entlastung führt Hohmann dann die Vertreibung ins Feld, wodurch "auch Deutsche ... im großen Stil Opfer fremder Gewalt geworden" seien - um sich dann dem Nachweis jüdischer Täterschaft zu widmen: Fast ein Drittel seiner Rede verwendet Hohmann darauf, "beim jüdischen Volk, das wir ausschließlich in der Opferrolle wahrnehmen", eine "dunkle Seite" ausfindig zu machen.

Hierzu ist ihm jedes antisemitische Stereotyp recht. Er behauptet eine "Wesensgleichheit" von Judentum und Kommunismus und fahndet, von einer völkischen Definition des "Juden" per Abstammung ausgehend, nach Kommunisten jüdischer Herkunft. Nicht nur nennt er Marx, Lassalle, Bernstein und Luxemburg, sondern wartet auch noch mit Judenzählungen bei den Bolschewiki, der KPÖ und der KPD auf, um die Millionenzahl der Opfer der bolschewistischen Herrschaft als Folge der "starken und nachhaltigen" Prägung der kommunistischen Bewegung durch "Juden" zu suggerieren.

Zufrieden beschließt Martin Hohmann seine antisemitische Beweisführung, "dass der Vorwurf an die Deutschen, 'Tätervolk' zu sein, ... unberechtigt ist", und fordert: "Wir sollten uns in Zukunft gemeinsam gegen diesen Vorwurf wehren." Mit seinem Bedürfnis nach Entlastung des "deutschen Volkes" steht Hohmann, wie man nach einigen Wochen öffentlicher Diskussion um seine Rede sehen kann, keineswegs allein. Von der angekündigten Debatte um einen "vernünftigen Patriotismus" steht noch einiges zu befürchten.

Der Autor:

Thomas Haury arbeitet als Soziologe und Publizist in Freiburg. Zuletzt ist von ihm erschienen: "Antisemitismus von links. Kommunistische Ideologie, Nationalismus und Antizionismus in der frühen DDR" (Hamburger Edition 2002). Für Haury ist Hohmanns Rede ein "Lehrstück" zur Aporie des deutschen Nationalismus: "Sie bekundet offen das Bedürfnis nach Entlastung, spielt die verschiedenen Varianten der Relativierung durch und produziert so notwendig einen lupenreinen 'Antisemitismus wegen Auschwitz'."

Quelle: Frankfurter Rundschau, 27.11.03

Der alte neue Hass

Wie der Antisemitismus global wurde

Von Daniel Goldhagen

Der Antisemitismus entwickelt sich. Nach einer Zeit der Remission, die dem Schrecken des Holocaust geschuldet war, ist das uralte Vorurteil vor kurzem reaktiviert worden, katalysiert durch den israelisch-arabischen Konflikt. Es ist in eine neue Ära eingetreten, in der sich der Brennpunkt von den inneren Angelegenheiten hin zum Internationalen verschoben hat. Der Antisemitismus, der immer proteushaft war, hat sich globalisiert.

Der Juden Hass hat stets innen- wie außenpolitische Komponenten gehabt. Während des langen Zeitalters des christlichen Antisemitismus verbreitete die katholische Kirche - eine übernationale Institution - den Glauben, die Juden seien als Christumörder eine kosmische Kraft des Bösen. Aber das Hauptziel des antijüdischen Vorurteils lag im Lokalen; es waren die Juden der eigenen Stadt oder Region oder des eigenen Landes, die angeblich ihre christlichen Nachbarn schädigten.

Während seiner zweiten Ära im 19. und 20. Jahrhundert nahm der Antisemitismus eine säkulare und eher rassistische Form an, der gemäß eine internationale Verschwörung von Juden gegen die Menschheit arbeitete. Gewiss wurden die meisten Schüsse auf lokale Ziele abgegeben. Das "jüdische Problem", eines der brennendsten politischen Probleme seiner Zeit, drehte sich in überwältigendem Maß darum, was Deutsche, Franzosen und Polen mit den Juden in ihren eigenen Ländern tun sollten.

Der globalisierte Antisemitismus ist eine neue Konstellation von Wesensmerkmalen, die auf alte aufgepfropft wurden. Er ist vielfältig und komplex, und er orientiert sich an einer weltweiten Bühne. In weiten Teilen von Europa ist das innenpolitische "jüdische Problem" so gut wie tot. Nur Randexistenzen glauben, dass Juden vor Ort ihren nichtjüdischen Nachbarn finanziellen, beruflichen oder moralischen Schaden zufügten und dass eine radikale Antwort notwendig sei.

Der Brennpunkt der Animosität gegenüber Juden hat sich in überwältigendem Maß zu Juden anderer Länder verschoben: nach Israel und in die Vereinigten Staaten, die angeblich die moralischen und materiellen Hauptverbrecher in der internationalen Arena seien. Für viele ist der Zionismus zu einer mythischen Wesenheit geworden, zu einer zerstörerischen Kraft; und der Antizionismus ist mit dem Antiamerikanismus mittlerweile so weit verwoben, dass nationalistische Politiker in Russland ihre Furcht vor der amerikanischen Vorherrschaft ausdrücken, indem sie

sagen, Russland sei in Gefahr, "zionisiert" zu werden.

Das Zentrum des Antisemitismus und die Richtungen seiner Transmission sind ebenfalls neu. In den früheren Ären des Antisemitismus floss die Dämonologie über Juden erst vom christlichen - dann vom europäischen - Zentrum in die Peripherie. Heute gibt es viele antisemitische Zentren, und die Dämonologie fließt in viele Richtungen, aus Europa in den Nahen Osten und anderswo und wieder zurück. Im Wesentlichen hat Europa seinen klassischen rassistischen und Nazi-Antisemitismus in die arabischen Länder exportiert, die ihn auf Israel und Juden im Allgemeinen anwandten und mit wirklichen oder eingebildeten Merkmalen des intensiven örtlichen Konflikts überzogen. Anschließend re-exportierten die arabischen Länder die neue zusammengesetzte Dämonologie zurück nach Europa und in andere Länder rund um den Globus, indem sie von den Vereinten Nationen und anderen internationalen Institutionen Gebrauch machten. In Deutschland, Frankreich, Großbritannien und anderswo bedient sich die intensive antisemitische Ausdrucksweise und Propaganda von heute alter Tropen, die einst gegen die örtlichen Juden gerichtet waren - Anklagen, dass sie Chaos säen würden, um andere zu unterjochen -, aber sie füllen diese Tropen mit einem neuen Inhalt, der sich vor allem gegen Juden außerhalb ihrer Länder und ihres Kontinents richtet.

Die Bilder, die den globalisierten Antisemitismus charakterisieren, sind neu. Der Rambo-Jude hat in der antisemitischen Phantasie im großen und ganzen Shylock ersetzt. Der schlau und heimlich korrumpierende Jude der ersten zwei Jahrtausende des Antisemitismus, der nun mit seiner neuen militärischen und politischen Macht bewaffnet ist, hat sich in den unterdrückenden, brutalen und tötenden Juden verwandelt, der die Schmutzarbeit entweder selbst verrichtet, wie in Israel, oder andere dazu anstellt, sie für ihn zu verrichten, wie man es - phantastischerweise - den Juden nachsagt, die mit der Bush-Regierung zu tun haben.

Ein emblematisches Bild des globalisierten Antisemitismus ist jenes, das Donald Rumsfeld zeigt, wie er einen gelben Stern mit der Aufschrift "Sheriff" trägt, gefolgt von Ariel Sharon, der einen Knüppel schwingt und von einem goldenen Kalb flankiert wird. Es ist mehr als ein Zufall, dass diese Szene, die die (putative) weltweite Natur und die raubtierhaften Gelüste der Juden ausdrückte,

für eine Anti-Globalisierungs-Demonstration in Davos geschaffen wurde.

Der globalisierte Antisemitismus hat noch andere wichtige und neue Merkmale - darunter seine sofortige und weltweite Verbreitung sowohl durch das Internet als auch die einseitigen Fernsehberichte und aufhetzenden Bilder vom Leiden der Palästinenser, die in das antisemitische Narrativ einfließen. Weitere Kennzeichen sind seine Vereinigung von Elementen der Rechten und Linken in Europa und sein halb durchlässiger Deckmantel des Antizionismus.

Vielleicht am bezeichnendsten ist indes die Ablösung des Antisemitismus von seinen ursprünglichen Quellen. Er hat sich freigemacht vom Christentum, auch wenn es noch mächtige christliche Quellen des Antisemitismus gibt. Er hat sich freigemacht von den europäischen Quellen der Nationenbildung im 19. Jahrhundert, auch wenn die Dämonologie dieser Ära in etwas verschobener Form immer noch mächtig ist.

Der globalisierte Antisemitismus ist Teil der Vorurteilsstruktur der Welt geworden. Er schwebt frei, ist in vielen Ländern und Subkulturen beheimatet und in vielen Variationen erhältlich - und zwar für jeden, der Einflüsse aus dem Ausland, die Globalisierung oder die Vereinigten Staaten nicht mag. Er ist unbarmherzig international in seiner Konzentration auf Israel als Zentrum der mit Konflikten am stärksten geplagten Region der Welt und Amerika als allgegenwärtige Weltmacht. Er schöpft seine Kraft aus sich selbst, mit seinen phantastischen Konstruktionen von Juden und Zionismus - die etwas anderes sind als legitime Kritik, die man an Israels Politik üben kann -, und er liegt völlig außerhalb der Länder und Erfahrungen der Leute. Und er ist immer nur ein paar Mausklicks entfernt.

Nach dem Holocaust und dem Zweiten Vatikanischen Konzil schien es, als sei der Antisemitis-

mus im Abnehmen begriffen und könnte im Laufe der Zeit verkümmern. Er hat tatsächlich abgenommen, und in den meisten europäischen Ländern inklusive Deutschlands wurde die Wahrnehmung der Öffentlichkeit von ihren örtlichen Juden entdämonisiert. Viele Leute in Europa und anderswo weisen heute auch die neuen antisemitischen Phantasien zurück.

Doch das Wiedererwachen des Antisemitismus in seiner neuen globalisierten Form bedeutete, dass es dem Judenhass wiederum gelang, sich zu verwandeln und seine Einflussosphäre auszubreiten - sogar bis nach Afrika und Asien. Bisher hat der neue globalisierte Antisemitismus sich als nicht so gefährlich wie frühere Formen erwiesen - außer im Nahen Osten -, aber seine beunruhigenden Merkmale deuten darauf hin, dass er das Potenzial dafür hat. Eine echte Beilegung des arabisch-israelischen Konflikts würde viel Wind aus den Segeln dieses neuen Antisemitismus nehmen. Aber die tiefen Wurzeln des Antisemitismus im sich immer weiter ausbreitenden globalisierten Bewusstsein und die Beharrlichkeit und Formbarkeit, die er bewiesen hat, machen seine Auflösung unwahrscheinlich.

Aus dem Amerikanischen von Hannes Stein Copyright by Daniel Goldhagen. Sein jüngstes Buch, "Die katholische Kirche und der Holocaust", erschien letzten Oktober bei Goldmann.

Quelle: Die Welt 28.06.03

Daniel J. Goldhagen ist Associate Professor of Government and Social Studies an der Harvard University/USA.

Die dritte totalitäre Bewegung

Brandsätze in einer globalisierten Welt: Auch wenn der europäische Antisemitismus nicht zugenommen hat, ist doch der islamistische Judenhass eine weltweite Bedrohung

Von Micha Brumlik

Ein Gespenst geht um in Europa, das Gespenst des Antisemitismus. Dass die Studie über europäischen Antisemitismus, die vom EUMC (European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia) beim Berliner Zentrum für Antisemitismusforschung in Auftrag gegeben wurde, nur unter Druck veröffentlicht werden konnte, zeugt ebenso davon wie das verantwortungslose Gerede eines US-amerikanischen Diplomaten oder der unselige Streit zwischen Romano Prodi und jüdischen Dachverbänden. Die Behauptung des US-Botschafters bei der EU, Rockwell Schnabel, der Judenhass sei in Europa heute ebenso verbreitet wie in den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts, steht dem Schwadronieren des rechtsradikalen Flügelmanns der israelischen Regierung, Minister Avigdor Liberman, über den wachsenden europäischen Antisemitismus in nichts nach.

Die diesbezüglichen Ergebnisse der empirischen Sozialforschung sind jedoch alles andere als eindeutig. Sie zeigen für westeuropäische Staaten den üblichen Anteil von etwa 15 bis 20 Prozent rechtsextremistisch und xenophob antwortender Befragter - Gruppen, die sich meist auch als mehr oder minder jüdenfeindlich erweisen. Den beunruhigendsten Befund fördert eine Umfrage der US-amerikanischen Anti Defamation League vom Oktober 2002 zutage, die für unterschiedliche europäische Länder insgesamt 21 Prozent deutliche Antisemiten fand. Indes: Eine Umfrage derselben Organisation kam im Juni des Jahres 2002 auf 17 Prozent US-amerikanischer Bürger, die deutlich antisemitische Haltungen an den Tag legten, darunter überdurchschnittlich viele Hispanics und Schwarze. Bezieht man die Schwankungsbreiten repräsentativer Umfragen ebenso mit ein wie die Problematik, "Antisemitismus" als Einstellung trennscharf und valide zu konstruieren, so herrscht in dieser Hinsicht zwischen den USA und Europa nicht der geringste Unterschied, und die Polemik Schnabels gegen Europa entpuppt sich als schiere Ideologie.

Damit ist das Thema Antisemitismus jedoch keineswegs vom Tisch. Wechselt man die Perspektive und löst sich vom Blick auf die Umfragen in westlichen Ländern, dann zeigt sich, dass weltweit antisemitische Massenbewegungen und Politiker existieren - wie zuletzt im Europa der Zwischenkriegszeit. Sie finden sich freilich - mit Ausnahme Frankreichs und einiger Immigrantenumilieus in den Niederlanden, in Belgien und Schweden - weniger in Europa als in der islamischen Welt:

Von den Islamisten Algeriens, deren Führer Ali Belhadj "Kreuzfahrer und Zionisten" hasst, bis zum Indischen Ozean, wo der inzwischen zurückgetretene malaysische Premier Mahatir wie zuletzt Adolf Hitler für einen Antisemitismus der Vernunft plädierte.

In Syrien und Ägypten liefen im staatlich kontrollierten Fernsehen politische Soaps über die "Protokolle der Weisen von Zion", während terroristische Ideologen wie der Hamas-Führer Rantisi zustimmend den französischen Holocaustleugner Roger Garaudy und die Hamas-Charta ihrerseits zustimmend aus den "Protokollen" zitieren. Judenfeindliche Karikaturen, die dem "Stürmer" in nichts nachstehen, erscheinen nahezu täglich in der arabischen Presse. Was die Situation in Frankreich angeht, so hat André Pierre Taguieff ähnliche Phänomene in seinem 2002 erschienenen Buch *La Nouvelle Judeophobie* aufgezeigt.

Der israelische Historiker Yehuda Bauer hat den radikalen Islamismus als dritte große totalitäre Bewegung bezeichnet, neben den europäischen Faschismen und dem Stalinismus. Dem ist zuzustimmen, auch wenn auf den ersten Blick die Unterschiede zu überwiegen scheinen. Nach dem Sturz des Taliban-Regimes existieren - mit Ausnahme des Grenzfalls Saudi-Arabien - keine offen islamistischen Diktaturen mehr, und auch die Talibanherrschaft war alles andere als ein die Massen begeisterndes, von einem charismatischen Führer und einer gut organisierten Partei regiertes, modernste Herrschaftstechnik aufbietendes Regime.

Der Blick in die Gründungsschriften der radikal-islamistischen Bewegung, von den Überlegungen des Inders Sayd al Maududi, des Gründers der Moslebrüder Hassan al Banna, bis zu den Schriften des jahrelang in Nassers Gefängnissen eingesperrten und 1966 aufgehängten Sayd Qutb, zeigt bei allen Differenzen ein geschlossenes Bild.

Absolute Autorität

Paul Berman hat in seinem Buch *Terror und Liberalismus* (Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2004) das Weltbild Qutbs nachgezeichnet - eines Mannes, der an der Orientierungslosigkeit der säkularen, westlichen Kultur litt und festen Halt nur noch in einer Weisung sehen konnte, die menschlicher Willkür entzogen zu sein scheint: dem Koran, der nicht nur Seligkeit im Jenseits, sondern auch eine gerechte Herrschaftsordnung,

die den Kapitalismus in seine Schranken weist, mit absoluter Autorität gebietet.

Diese Gedankenfigur unterscheidet sich vom darwinistischen Geschichtsglauben der europäischen Faschisten und dem Geschichtsdeterminismus der Stalinisten nur durch seine Inhalte. Der Form nach, im Glauben also, durch ein überhistorisches Gesetz einen der demokratischen Entscheidung entzogenen Auftrag erhalten zu haben, der gegebenenfalls mit terroristischen Mitteln durchzusetzen ist, gleichen sie sich wie ein Ei dem anderen. Wie im Nationalsozialismus und wie in der stalinistischen Polemik gegen das "Kosmopolitentum" stehen auch hier die Juden als Feindbild fest. Qutbs Interpretation der Auseinandersetzung des Koran mit Judentum und Christentum lässt die Juden zum Inbegriff von Heuchlern, Lügnern und Betrügnern werden und kommt zu dem Schluss, dass der vom Propheten gegen die Juden begonnene Krieg fortzusetzen sei.

Während der Koran selbst im Stil spätantiker Religionspolemik zwischen einer Rhetorik der Verfluchung und des Verzeihens oszilliert, bedient sich der radikale Islamismus dessen negativster antijüdischer Aussagen und verfestigt sie zu einem rassistischen Stereotyp. Der israelische Wissenschaftler Yigal Carmon hat in einem Beitrag zum Stockholmer Symposium zum Genozid gezeigt, wie sehr die vor allem in Saudi-Arabien gepflogene islamistische Predigt von den Juden als "Schweinen" und "Affen" zu rassistischen Konsequenzen führt.

Wer all dies für einseitig und alarmistisch hält und davor warnt, die Haltung einzelner Ideologen und Prediger mit der von Bevölkerungsmehrheiten und ihren Regierungen gleichzusetzen, wer an die Komplexität unterschiedlicher, sich in ergebnisoffenen Modernisierungskrisen befindlicher muslimischer Gesellschaften erinnert und das holzschnittartige Bild Samuel Huntingtons vom Kampf der Kulturen für gefährlich hält, der hat nicht Unrecht.

Bomben und Raketen

Doch womöglich geht die Gefahr gar nicht so sehr von den Massen, sondern von den Eliten aus. Kritiker haben Bernard-Henry Levy vorgeworfen, in seinem Buch über die Ermordung des Journalisten Daniel Pearl - dem in Karatschi vor laufender Kamera von Islamisten der Hals durchgeschnitten wurde -, Wahrheit und Spekulation allzu

freizügig vermengt zu haben. Inzwischen verdichten sich allerdings Hinweise, dass der mit Unterstützung der pakistanischen Regierung Nukleargeheimnisse preisgebende "Vater der islamischen Atombombe", Quadeer Khan, bisher zwar keine nachweislichen Beziehungen zu Al Qaeda, wohl aber zu malaysischen Stellen gehabt hat. Unter diesen Umständen erscheint auch Mohammed Mahatirs Rede vom Oktober, in der er die Muslime bezüglich des Palästina-Konflikts aufforderte, von Selbstmordattentaten abzulassen und auf die Entwicklung von Waffen, von Bomben und Raketen zu warten, in einem anderen Licht.

Man könnte auch sagen: Was in der beschränkten Welt der Banlieues von Paris der Brandsatz gegen eine Synagoge ist, ist in den Krisenzonen der globalisierten Welt die "islamische" Bombe. Der radikale Islamismus gefährdet nicht nur, wie in Frankreich, die innenpolitische Stabilität, sondern auch, wie in Pakistan, den Weltfrieden. Beides hängt, vielfach vermittelt - ohne eindeutige Befehls- und Aktionszentren - miteinander zusammen.

Die Antworten, die liberale Gesellschaften dieser Bedrohung entgegenzusetzen hätten, sind noch nicht gefunden. Ob Chiracs "Anti-Kopftuch-Gesetz" Integration oder Desintegration der französischen Muslime befördern wird, steht in den Sternen. Dass der von der Bush-Administration in Afghanistan und in Irak eingeschlagene kriegerische Weg ebenso wenig funktioniert wie der in Saudi-Arabien und Pakistan bevorzugte duckmäuserische Weg, steht indes fest. So wäre schon viel gewonnen, wenn man die radikalislamistische Bedrohung hier zu Lande endlich wahrnehmen würde, statt sie mit modernisierungs- und immigrationssoziologischen Floskeln zu verdrängen.

Der Autor:

Ein neuer Antisemitismus - oder bloß viel Lärm um nichts? Umfragen zeigen zwar, dass antisemitische Einstellungen in Europa nicht zugenommen haben. Doch wenn man den Blick auf die globale Szenerie richtet, gibt es durchaus Grund zur Beunruhigung, meint Micha Brumlik: Die radikale islamistische Bewegung führt einen erklärten Krieg gegen Juden. - Micha Brumlik ist Direktor des Fritz Bauer-Instituts in Frankfurt a.M.

Quelle: Frankfurter Rundschau 18.02.04

Scharons Irrtum

Wer ist in Frankreich Antisemit?

Von André Glucksmann

Am 18. Juli riet Ariel Scharon in Jerusalem allen "Juden Frankreichs" feierlich, "nach Israel zu kommen", und fügte hinzu, sie sollten sich "sofort auf den Weg machen. In Frankreich breitet sich ein entfesselter Antisemitismus aus". Scharon hat unrecht. Allerdings nicht, weil er sich über einen realen Anstieg des Antisemitismus in Frankreich besorgt zeigt, sondern weil er eine allzu simple und plakative Erklärung dafür bietet. Wenn er zehn Prozent der französischen Bevölkerung maghrebinischer Herkunft dafür verantwortlich macht, stülpt er das Schema der Intifada in unangemessener Weise über eine antijüdische Welle, die zwar nicht weniger gefährlich, aber doch im wesentlichen europäischen Ursprungs und daher weitaus ansteckender ist, als er es sich vorstellt.

Zehn Prozent der Franzosen mit muslimischen Vorfahren bedeuten nicht zehn Prozent brennender Islamisten, die sich mit den menschlichen Bomben der Hamas solidarisch fühlten. Die Prediger und die Schläger, die gerne die Intifada importieren und Jagd auf Juden machen möchten, bilden eine verschwindend kleine Minderheit unter diesen berüchtigten zehn Prozent, was durchaus beruhigend ist, aber sie verbünden sich mit anderen antisemitischen Strömungen, und das ist beunruhigend.

Zum andern grassiert ein linker Antisemitismus an den französischen, europäischen und amerikanischen Universitäten. In antizionistischem Gewand erhebt er den Palästinenser zu einer emblematischen Figur, die an die Stelle der Proletariers von einst getreten ist: als Sprachrohr aller Bedrängten der Erde und als Speerspitze im Kampf gegen Imperialismus, Kapitalismus und Globalisierung. Für die Rebellen dieser Denkart ist Arafat gleich Che Guevara und Scharon gleich Hitler. Daher die schwindende Legitimation eines Staates, der sich von einem Nazi führen läßt. So wird das Existenzrecht Israels von vielen Hochschullehrern, militanten Umweltschützern und Globalisierungsgegnern in Frage gestellt oder einfach von Altmarxisten und Revolutionären, deren Revolution ausbleibt.

Zum dritten erhebt ein klassischer Antisemitismus, der sich seit Vichy, Pétain und der Kollaboration (1940-1945) verschämt in Schweigen gehüllt hatte, nun wieder heimtückisch sein Haupt. Vor allem in Kreisen des alten und konservativen Frankreich. Einige Ausrutscher beweisen, daß manche am Quai d'Orsay Israel für einen Stachel im Fleisch der arabischen Welt halten. Man denke an die Ausfälle eines französischen Botschafters

in London gegen Israel, das er ein "shitty little country" nannte und daran die Bemerkung anschloß: Warum sollte die Welt wegen dieses Landes an den Rand eines Dritten Weltkrieges kommen?

Der Botschafter, ehemals Sprecher eines Außenministers des Präsidenten Mitterand, wurde in der britischen Presse kritisiert, doch eine Entschuldigung blieb aus. Seine Äußerung über das "beschissene kleine Land" wurde nicht als inakzeptabel zurückgewiesen wie Scharons aktuelle Äußerungen. Er beendete seine Laufbahn als französischer Botschafter in Algerien, also auf einem wichtigen und angesehenen Posten.

Als Silvio Berlusconi vorschlug, Europa um Rußland, die Türkei und Israel zu erweitern, fragte man auf französischer Seite: Warum Israel? "Es gibt keine geographische Verbindung" (was zutrifft) und "keine geschichtliche oder kulturelle Verbindung zwischen Israel und Europa" (was ein nicht zu überbietendes freiwilliges Analphabetentum darstellt). In einem bekannten Witz heißt es: "Morgen werden wir die Juden und die Friseure umbringen. – Warum die Friseure?" Wenn Israel verschwände, würde man in Paris kaum Tränen vergießen. Aber angesichts der Allianz zwischen Washington und Jerusalem ist solch ein Ausgang unwahrscheinlich. Der Antisemitismus, die Anschuldigungen gegen das perfide Albion und der Antiamerikanismus brauchten nicht erst auf Blair, Bush und Scharon zu warten.

Leider verbinden sich diese drei Formen einer Ächtung der Juden gegenwärtig und lassen gefährliche Cocktails entstehen. Eins plus zwei: Die Islamisten werden von den Globalisierungsgegnern mit offenen Armen empfangen. Es ist, als fänden die politisch korrekten Systemveränderer in den Intifada-Aktivistinnen der verarmten Viertel eine neue Massenbasis als Ersatz für die Arbeiter, die sie niemals für sich werden gewinnen können. Umgekehrt schätzen die Banden aus den Vorstädten den juristischen und medialen Schutzschild, den ihnen die wohlmeinenden ehemaligen Dritte-Welt-Aktivistinnen bieten.

Eins plus zwei plus drei: Von der extremen Linken bis zu extremen Rechten wettet das ganze politische Frankreich – einfache Aktivistinnen, Abgeordnete, Gewerkschaften, Minister und Staatschef unisono – gegen die Intervention im Irak: „Bush gleich Scharon gleich Mörder“ ruft die Straße. "Scharon gleich Bush gleich Mißachtung des Völkerrechts" versichert man in den Salons. Der Anstieg des Antisemitismus ist durchaus keine Folge

der Intifada, sondern ein Zwillingsbruder der Welle von Antiamerikanismus, die seit dem 11. September an die Küste Europas schwappt und den Kontinent seit dem Irak-Krieg überflutet. Die französische Diplomatie hat sich an die Spitze des anti-amerikanischen Kreuzzugs gesetzt. Da das politische Frankreich nahezu einmütig behauptete, die amerikanische und israelische Führung mißachteten das Recht, kann es nicht verwundern, daß die Nacheiferer der Hamas-Märtyrer sich äußerst wohl fühlen in einem Frankreich, das zwei große Feinde zu haben glaubt: Bush und Scharon. Keine falsche Panik, Herr Scharon! Es ist nicht an der Zeit, daß die Franzosen jüdischer Herkunft ihre Koffer packen und "so bald als möglich" nach Israel fliehen. Frankreich erlebt keine Kristallnacht, sondern eine steigende Flut gehässiger und anmaßender Dummheit. So etwas geschieht von Zeit zu Zeit selbst in guten Demokra-

ten. Die Welle schlägt auch an andere Ufer. Und jeder mit gesundem Menschenverstand begabte Bürger, ob jüdisch oder nicht, hat die Pflicht, bei sich zu Hause gegen diese mental übertragbare Krankheit anzugehen.

Aus dem Französischen von Michael Bischoff

Von André Glucksmann erschien auf deutsch zuletzt das Buch "Krieg um den Frieden".

Quelle: Frankfurter Allgemeine Zeitung 23.07.04

André Glucksmann ist französischer Philosoph und Schriftsteller.

Doppelte Standards

Ein Gespräch mit *Michael Walzer* über neuen Antisemitismus und linke Israel-Kritik

Frankfurter Rundschau: In den letzten Jahrzehnten erschien Antisemitismus als Relikt einer barbarischen Vergangenheit. Seit einigen Jahren steigen jedoch antisemitische Übergriffe in Europa an, in der islamischen Welt florieren antisemitische Ideologien, und es gibt eine neue Debatte über die Frage, ob eine bestimmte Kritik an Israel antisemitisch motiviert ist. So erscheint Antisemitismus nicht mehr als Problem einer noch nicht ganz "bewältigten" Vergangenheit, sondern als neuartiges Problem der Gegenwart. Was ist da schiefgelaufen?

Michael Walzer: Neben dem rechten Antisemitismus gab es immer auch eine linke Kritik des Zionismus und des Staates Israel, und zwar seiner Existenz, nicht seiner Politik. Obwohl sie mit dem Anspruch auftrat, aufgeklärt zu sein, ließ sich diese Kritik nur sehr schwer verstehen. Denn sie hatte kaum Ähnlichkeit mit dem, was dieselben Linken über alle anderen Nationalismen und alle anderen Nationalstaaten sagten.

In letzter Zeit ist diese Abneigung in Verbindung gebracht worden mit einem islamischen Radikalismus, der explizit feindselig gegenüber jüdischer Politik ist, ja, gegen Juden überhaupt. Der Ausdruck "in Verbindung gebracht" mag vielleicht etwas zu stark sein. Man könnte präziser sagen, dass der Judenhass der islamischen Radikalen von Teilen der europäischen Linken toleriert oder entschuldigt wird. Islamischer Antisemitismus und palästinensischer Terrorismus werden als legitime, wenn auch leicht überzogene Antwort auf die Besetzung der Westbank und des Gazastreifens und auf die Siedlungspolitik rechtsstehender israelischer Regierungen gesehen. Tatsächlich aber negieren beide die Legitimität nicht nur der Besetzung, sondern des israelischen Staates insgesamt - was sie, soweit ich sehe, bei keinem anderen Staat tun.

Ein Vorwurf gegen Israel lautet, dass es eine imperialistische und kolonialistische Siedlung sei. Zumal die linke Kritik oft in einem antiimperialistischen Kontext steht. Muss man nicht die Identifikation der Linken mit den Palästinensern in diesem Zusammenhang sehen - die Vorstellung von den Palästinensern als Opfern westlicher Vorherrschaft?

Man kann so argumentieren, zweifellos. Obwohl der genaue Verlauf jüdischer - und arabischer - Immigration nach Palästina, die Rolle der Briten oder die dort herrschenden ökonomischen Bedingungen umstritten sind. Heute jedenfalls leben

etwa fünf Millionen Juden in Israel, die meisten sind dort geboren. Jede angemessene Lösung muss von diesem Faktum ausgehen. Die Juden wurden aus Europa vertrieben, und die Palästinenser sind in gewissem Sinn Opfer des europäischen Antisemitismus. Doch in der Geschichte des Nahostkonflikts gab es mehrere Schlüsselmomente, in denen ein palästinensischer Staat hätte entstehen können. Wenn die Palästinenser auch weiterhin Opfer sind, dann ist dafür zu einem großen Teil die Politik ihrer nationalen Befreiungsbewegung verantwortlich. So wäre die Kritik der PLO ein nützlicher Ausdruck eines linken Engagements für das Wohlergehen der Palästinenser.

Was Sie beschreiben, ist ein Doppelstandard: Man fordert mehr von Israel, als man von anderen fordert. Liegt das nicht vor allem daran, dass Israel Teil der westlichen Welt ist?

Ich denke nicht, dass der gleiche Standard auf andere westliche Demokratien angewandt worden ist. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass irgendein europäischer Linker während des Algerienkriegs die Legitimität Frankreichs in Frage gestellt hätte. Aber stellen wir das mal beiseite. Der Standard für Israel ist zu recht hoch. Wer diesen Standard anwendet, muss aber anerkennen, dass zwar Israel ein demokratischer, die Menschenrechte respektierender Staat ist, dass aber die benachbarten arabischen Staaten, einschließlich des entstehenden Staates Palästina, dies nicht sind. Und das hat Konsequenzen für die Art von Kompromissen, die man von Israel erwarten kann.

Hat der Fokus auf Israel nicht auch etwas mit der neuen Moralität globaler Politik zu tun? Eine moralische Perspektive tendiert dazu, zwischen "Opfern" und "Tätern" zu unterscheiden. Die Palästinenser erscheinen als perfekte Opfer. Und für Opfer zu kämpfen ist das klassische Anliegen der Linken.

Nein, das klassische Anliegen linker Politik ist der Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung, gegen Verfolgung und Ungerechtigkeit. Bei der Politik des Opfers, beim Wettbewerb, wer das "perfekte" Opfer ist, handelt es sich um eine neue Form von Politik, die übrigens nicht sehr attraktiv ist. Der jüdische Historiker Salo Baron hat einmal die "weinerliche" Sicht der jüdischen Geschichte kritisiert, eine Version, die diese in eine lange Erzählung des Opferseins verwandelt. Die paläs-

tinensische Variante dieser Erzählung verdient eine ebensolche Kritik. Probieren wir es doch einmal mit einer etwas provokanten Analogie. Stellen wir uns vor, nach dem Zweiten Weltkrieg seien die deutschen Flüchtlinge aus der Tschechoslowakei und aus Polen dauerhaft in Lagern untergebracht worden, weil man ihnen die Eingliederung verweigert hätte. Wenn diese Flüchtlinge dann über ein halbes Jahrhundert in Lagern gehalten worden wären: Wessen Opfer würden diese Flüchtlinge sein? In welchem Zustand würde sich deutsche Politik heute befinden? Wie wären die Beziehungen zwischen Deutschland und Polen?

Die arabischen Staaten haben 1948 den Krieg begonnen, gegen den Teilungsbeschluss der UN. Sie haben sich anschließend geweigert, die Flüchtlinge einzugliedern, und sie haben jeden Versuch der UN, die Flüchtlinge aus den Lagern herauszubekommen, abgelehnt. Wessen Opfer also sind die Palästinenser?

Nicht wenige halten Israel für eine Art Außenposten der USA. So könnte ein anderes Motiv der Kritik an Israel die Abneigung gegenüber Amerika sein.

So seltsam es klingt - ich fände es tröstlich, wenn antiisraelische Politik in Wahrheit nichts anderes wäre als antiamerikanische Politik. Doch wenn die

Anhänger dieser Politik auch glauben, dass die USA von jüdischen Interessen beherrscht werden, dann handelt es sich um klassische Antisemiten. Und das wiederum ist nicht tröstlich.

In jedem Fall ist die Vorstellung von Israel als amerikanischer "Außenposten" ein schlechter Witz. Wenn die USA im Nahen und Mittleren Osten hegemoniale Interessen haben - was sie meiner Ansicht nach haben -, dann machen es die Existenz Israels und Amerikas Unterstützung für Israel viel schwieriger, diese Ambitionen zu verwirklichen. Was für eine Art von Außenposten soll das sein? Wenn wir wirklich rücksichtslose Imperialisten wären, dann hätten wir Israel schon vor langer Zeit aufgegeben.

Interview: Ulrich Speck

Neuer Antisemitismus

Die Langfassung des Gesprächs mit dem in Princeton lehrenden politischen Philosophen Michel Walzer ist abgedruckt in dem Band "Neuer Antisemitismus? Eine globale Debatte", herausgegeben von Doron Rabinovici, Ulrich Speck und Natan Sznaider, der in diesen Tagen in der Edition Suhrkamp erscheint.

Quelle: Frankfurter Rundschau 27.10.04

Der ehrbare Antisemitismus

Von Jean Amery

De Gaulle fiel. Manch einem war trüb zumut wie einem Heineschen Grenadier; mir auch, mir auch. Nur leider, dass in New York dem französischen UNO-Delegierten Armand Béard nichts besseres einfiel, als verzweifelt auszurufen (laut "Nouvel Observateur" vom 5.Mai): "C'est l'or juif!" Und kein Dementi. Rechter Hand, linker Hand alles vertauscht. Der Antisemitismus schafft's und, wie es einst bei Stefan George hieß: "... er reißt in den Ring."

Das klassische Phänomen des Antisemitismus nimmt aktuelle Gestalt an. Der alte besteht weiter, das nenn ich mir Koexistenz. Was war, das blieb und wird bleiben: der krummnasige, krummbeinige Jude, der vor irgendwas - was sag ich? - der vor allem davonläuft. So ist er auch zu sehen auf den Affichen und in den Pamphleten der arabischen Propaganda, an der angeblich braune Herren deutscher Muttersprache von einst, wohlkassiert hinter arabischen Namen, mitkassieren sollen. Die neuen Vorstellungen aber traten auf die Szene gleich nach dem Sechs-Tage-Krieg und setzen langsamerhand sich durch: der israelische Unterdrücker, der mit dem ehernen Tritt römischer Legionen friedliches palästinensisches Land zerstampft. Anti-Israelismus, Anti-Zionismus in reinstem Vernehen mit dem Antisemitismus von dazumal. Der ehern tretende Unterdrücker-Legionär und der krummbeinige Davonläufer stören einander nicht. Wie sich endlich die Bilder gleichen!

Doch neu ist in der Tat die Ansiedlung des als Anti-Israelismus sich gerierenden Antisemitismus auf der Linken. Einst war das der Sozialismus der dummen Kerle. Heute steht er im Begriff, ein integrierender Bestandteil des Sozialismus schlechthin zu werden, und so macht jeder Sozialist sich selber freien Willens zum dummen Kerl.

Den Prozess kann man nutzbringend nachlesen in dem schon vor mehr als einem Jahr in Frankreich bei Pauvert erschienenen Buch "La Gauche contre Israel" von Givet. Es genügt aber auch, gewisse Wegmarken zu erkennen, beispielsweise eine in der Zeitschrift "konkret" erschienene Reportage zu lesen: "Die dritte Front". "Ist Israel ein Polizeistaat?" heißt da ein Zwischentitel. Die Frage ist nur rhetorisch. Natürlich ist Israel das. Und Napalm und gesprengte Häuser friedlicher arabischer Bauern und Araber-Pogrome in den Straßen von Jerusalem. Man kennt sich aus. Es ist wie in Vietnam oder wie es einstens in Algerien war. Der krummbeinige Davonläufer nimmt sich ganz natürlich aus als Schrecken verbreitender Goliath.

Es ist von der Linken die Rede und keineswegs nur von den noch mehr oder minder orthodoxen kommunistischen Parteien im Westen oder gar von der Politik der Staaten des Sozialistischen Lagers. Für diese gehört der Anti-Israelismus, aufgepfropft auf den traditionellen Antisemitismus der slawischen Völker, ganz einfach zur Strategie und Taktik einer so und so gegebenen politischen Konstellation. Die Sterne lügen nicht, die Gomulka wissen, worauf sie rechnen dürfen. C'est de bonne guerre! Darüber ist kein Wort zu verlieren.

Schlimmer ist, dass die intellektuelle Linke, die sich frei weiß von Parteibindungen, das Bild übernimmt. Jahrelang hat man - um einmal von Deutschland zu reden - den israelischen Wehrbauern gefeiert und die feschen Mädchen in Uniform. In schlechter Währung wurden gewisse Schuldgefühle abgetragen. Das mußte langweilig werden. Ein Glück, dass für einmal der Jude nicht verbrannt wurde, sondern als herrischer Sieger dastand, als Besatzer. Napalm und so weiter. Ein Aufatmen ging durchs Land. Jedermann konnte reden wie die "Deutsche National- und Soldatenzeitung"; wer links stand, war befähigt, noch den Jargon des Engagements routinemäßig zu exekutieren.

Fest steht: Der Antisemitismus, enthalten im Anti-Israelismus oder Anti-Zionismus wie das Gewitter in der Wolke, ist wiederum ehrbar. Er kann ordinar reden, dann heißt das "Verbrecherstaat Israel". Er kann es auf manierliche Art machen und vom "Brückenkopf des Imperialismus" sprechen, dabei so nebstbei allenfalls in bedauerndem Tonfall hinweisen auf die missverstandene Solidarität, die so ziemlich alle Juden, von einigen löblichen Ausnahmen abgesehen, an den Zwergstaat bindet, und kann es empörend finden, daß der Pariser Baron Rothschild die Israel-Spenden der französischen Bevölkerung Frankreichs als eine Steuer einfordert.

Der Antisemitismus hat es leicht allerwegen. Die emotionelle Infrastruktur ist da, und das keineswegs nur in Polen oder Ungarn. Der Antisemit "demystifiziert" den Pionierstaat mit Wohlbehagen. Es fällt ihm ein, dass hinter dieser staatlichen Schöpfung immer schon der Kapitalismus stand in Form der jüdischen Plutokratie: Auf diese letztgenannte geht er nicht ausdrücklich ein, das wäre ein ideologischer lapsus linguae, jedoch - c'est l'or juif! - niemand wird sich täuschen über die tatsächliche Bestelltheit eines Landes, das aus einer schlechten Idee geboren, am schlechten Orte errichtet, einen oder mehrere schlechte Kriege geführt und Siege erfochten hat.

Missverständnisse sind nach Möglichkeit zu vermeiden. Ich weiß so gut wie irgendwer und jedermann, daß Israel objektiv die unerfreuliche Rolle der Besatzungsmacht trägt. Alles zu justifyieren, was die diversen Regierungen Israels unternehmen, fällt mir nicht ein. Meine persönlichen Beziehungen zu diesem Land, von dem Thomas Mann in der Josefs-Tetralogie gesagt hat, es sei ein "Mittelmeer-Land, nicht gerade heimatlich, etwas staubig und steinig", sind quasi null: Ich habe es niemals besucht, spreche seine Sprache nicht, seine Kultur ist mir auf geradezu schmäbliche Weise fremd, seine Religion ist nicht die meine. Dennoch ist das Bestehen dieses Staatswesens mir wichtiger als irgendeines anderen.

Und hiermit gelangen wir an den Punkt, wo es ein Ende hat mit jeder berichtenden oder analysierenden Objektivität und wo das Engagement keine freiwillig eingegangene Verbindlichkeit ist, sondern eine Sache der Existenz, das Wort in mancherlei Bedeutung verstanden.

Über Israel, den modischen Anti-Israelismus, den altmodischen, aber stets in jegliche Mode sich wieder einschleichenden Antisemitismus spricht existentiell subjektiv, wer irgendwie "dazugehört" ("Juden, Personen, die im Sinne des Reichsbürgergesetzes vom 15. September 1935 als Juden gelten") - und erreicht am Ende vielleicht gerade darum eine Objektivität annähernd naturrechtlichen Charakters. Denn schließlich mündet noch die geistesschlichteste - genauso wie die gründlichste und gescheiteste - Überlegung in die Erkenntnis, dass dieses Pionierland, und mag es hundertmal nach einer sich pervertierenden pseudomarxistischen Theologie im Sündenstande technischer Hochentwicklung sich befinden, unter allen Staaten dieses geopolitischen Raumes das gefährdetste ist. Sieg, Sieg und nochmals Sieg: Es droht die Katastrophe, und ihr weicht man auch nicht aus, indem man direkt in sie hineinrennt und Israel zum Teilgebiet einer palästinensischen Föderation macht.

Die arabischen Staaten, denen ich Glück und Frieden wünsche, werden den israelischen Entwicklungsvorsprung einholen, irgendeinmal. Ihr demographischer Überdruck wird das übrige tun. Es geht unter allen Umständen darum, den Staat Israel zu erhalten, so lange, bis Frieden, wirtschaftlicher und technischer Vorausschritt der Araber in einen allgemeinen Gemütszustand versetzen, der ihnen die Anerkennung Israels innerhalb gesicherter Grenzen gestattet.

Es geht darum. Wem? Die subjektive Verfassung, die zur geschichtlichen Objektivität werden will, hat hier ihre Dreinrede. Israels Bestand ist unerlässlich für alle Juden ("Juden, Personen, die im Sinne ..." und so weiter), wo immer sie wohnen mögen. "Wird man mich zwingen, Johnson hoch-

leben zu lassen? Ich bin bereit dazu", rief am Vorabend des Sechs-Tage-Krieges der linksradikale französische Publizist und Sartre-Schüler Claude Lanzmann. Der wusste, was er meinte und wollte. Denn jeder Jude ist der "Katastrophen-Jude", einem katastrophalen Schicksal ausgeliefert, ob er es erfasst oder nicht. "Lauf, blasser Jude" schreiben die Black-Panther-Männer an die Geschäfte und Häuser jüdischer Händler in Harlem und vergessen leichten Herzens die alte Allianz, die in den USA den Juden an den Neger kettete und die noch der mieseste bürgerlich-jüdische Händler nicht verriet.

Wer garantiert, daß nicht einmal eine Regierung in den Vereinigten Staaten zum großen Versöhnungsfest den Juden dem Neger zum Fraß hinwirft? Wer verbürgt den einflußreichen und zum Teil reichen Juden Frankreichs, daß nicht eines Tages das Erbe der Drumont, Maurras, Xavier Vallat zu neuer Virulenz gelangt? Wer steht ein dafür, dass nicht Herrn Strauss, an die Macht gekommen, irgendwas einfällt, worauf dann auch ein gewisser Zeitungs-Tycoon sich hüten würde, weitere schnöde Spenden einer schnöde zur Annahme bereiten israelischen Regierung zu geben? Niemand garantiert nichts. Das ist keine paranoide Phantasie und ist mehr als die menschliche Grundverfassung der Gefahr. Die Vergangenheit, die allerjüngste, brennt.

Und nun wird jeder Freund von der Linken mir sagen, auch ich reihte mich ein in die große Armee derer, die mit sechs Millionen (oder meinetwegen fünfen oder vierten) Ermordeter Meinungs-erpressung treiben. Das Risiko ist einzugehen: Es ist geringer als das andere, welches die Freunde mir proponieren, wenn sie für die Selbstaufgabe des "zionistischen" Israel plädieren.

Die Forderung der praktisch-politischen Vernunft geht dahin, daß die Solidarität einer Linken, die sich nicht preisgeben will (ohne dass sie dabei das unerträgliche Schicksal der arabischen Flüchtlinge ignorieren muss), sich auf Israel zu erstrecken, ja, sich um Israel zu konzentrieren hat. Das Gebot hat für den nichtjüdischen Mann der Linken nicht die gleiche Verbindlichkeit wie für Juden, stehe dieser politisch links, mittwegs, rechts oder nirgendwo. Aus der Linken kann man austreten; das Sosein als Jude entlässt niemand, das wusste schon ein Früh-Antisemit wie Lanz-Liebenfels. Freilich hat die Linke ihre ungeschriebenen moralischen Gesetze, die sie nicht beugen darf. "Wo es Stärkere gibt, immer auf der Seite des Schwächeren", welche unüberschreitbar wahre Trivialität! Und stärker - wer wagte Widerrede? - das sind die Araber; stärker an Zahl, stärker an Öl, stärker an Dollars, man frage doch bei der Aramco und in Kuwait nach, stärker, ganz gewiss, an Zukunftspotential.

Die Linke aber ganz offensichtlich schaut wie gebannt auf die tapferen palästinensischen Partisanen, die freilich ärmer sind als die Männer Moshe Dayans. Sie sieht nicht, daß trotz Rothschild und einem wohlhabenden amerikanisch-jüdischen Mittelstand der Jude immer noch schlechter dran ist als Frantz Fanons Kolonisierter, sieht das so wenig wie das Phänomen des anti-imperialistischen jüdischen Freiheitskampfes, der gegen England ausgefochten wurde. Am Ende ist es auch nicht die Schuld der Israelis, wenn die Sowjetunion vergaß, was 1948 vor der UNO Gromyko mit schönem Vibrato vorgetragen hat: "Was den jüdischen Staat betrifft, so ist seine Existenz bereits ein Faktum, das gefalle oder nicht (...) Die Delegation der UdSSR kann sich nicht enthalten, ihr Erstaunen über die Einstellung der arabischen Staaten in der palästinensischen Frage auszudrücken. Ganz besonders sind wir überrascht zu sehen, daß diese Staaten oder zumindest einige von ihnen sich entschlossen haben, militärische Maßnahmen zu ergreifen mit dem Ziele, die nationale Befreiungsbewegung der Juden zu vernichten. Wir können die vitalen Interessen der Völker des Nahen Ostens nicht identifizieren mit den Erklärungen gewisser arabischer Politiker und arabischer Regierungen, deren Zeugen wir jetzt sind."

So sprach, wie schon gesagt, die Sowjetunion, eine Großmacht, die Großmachtspolitik treibt und die wohl a la longue nicht absehen konnte von dem offenbaren Faktum, daß es mehr Araber gibt als Juden, mehr arabisches Öl als jüdisches, dass militärische Stützpunkte in den arabischen Staaten einen höheren strategischen Wert haben als in Israel. Die Linke im weiteren und weitesten Sinne aber, und ganz besonders die protestierende äußerste Linke, der ich mich auf weiten Strecken verbunden weiß, hat diese Großmacht-Ausflucht nicht. Sie ist, nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten, zur Einsicht verpflichtet; zur Einsicht in die tragische Schwäche des jüdischen Staates und jedes einzelnen Juden in der Diaspora, zur Einsicht in das, was hinter den Kulissen eines jüdisch-bürgerlichen Mittelstandes, hinter dem Mythos des Geld- und Gold-Juden (vom Jud Süß bis zu den kontemporären Rothschilds und ein paar jüdischen Hollywood-Größen) sich verbirgt. Die Juden manipulieren zeitweilig Kapitalien: Sie beherrschen sie niemals. Sie haben heute in Wall Street so wenig zu sagen wie einst im wilhelminischen Deutschland in der Schwerindustrie.

Der Staat Israel ist heute so wenig ein Bollwerk des Kapitalismus, wie er es war, als die ersten Pioniere dort den Boden umgruben, so wenig wie die arabischen Staaten vernünftigerweise als progressiv angesehen werden können. Die Linke macht, das ist der Jammer, die Augen zu. Der

Zufall spielte mir gerade einen Text von Hans Blüher zu: "Eine wirkliche Geschichte Europas dürfte nicht so geschrieben werden, wie das bisher geschah, da nämlich ein Jude einmal hie und da anekdotenhaft vorkommt ..., vielmehr müsste die Darstellung so sein, dass dauernd die geschichtliche Macht des Judentums als eines latenten und ständig mitspielenden Reiches sichtbar wird." Der Text könnte wörtlich in einer der zahlreichen pseudointellektuellen arabischen Veröffentlichungen stehen, mit denen die Presse überschwemmt wird. Und von Blüher - aber auch von Streicher, denn allerwegen ebnet der Antisemitismus die intellektuellen Höhenunterschiede ein - könnte stammen, was der Unterrichtsminister des progressiven Staates Syrien an den Generaldirektor der UNESCO schrieb: "Der Hass, den wir unseren Kindern einprägen, ist ein heiliger Hass." Es wäre das alles kaum der Aufnotierung wert, und der närrische Blüher könnte im Frieden des Vergessens schlafen, hätte nicht die intellektuelle Linke Westeuropas (einschließlich übrigens einiger vom Selbsthaß verstümmelter Juden wie Maxim Rodinson) sich dieses Vokabulars bemächtigt und das vom Wortschatz vermittelte Normensystem angenommen.

Wenn aus dem geschichtlichen Verhängnis der Juden- beziehungsweise Antisemitenfrage, zu dem durchaus auch die Stiftung des nun einmal bestehenden Staates Israel gehören mag, wiederum die Idee einer jüdischen Schuld konstruiert wird, dann trägt hierfür die Verantwortung eine Linke, die sich selber vergisst. "Der Antizionismus ist ein von Grund auf reaktionäres Phänomen, das von den revolutionären progressivistischen antikolonialistischen Phrasen über Israel verschleiert wird", sagte neulich Robert Misrahi, ein französischer Philosoph, der, gleich dem vorhin zitierten Claude Lanzmann, zur weiteren Sartre-Familie gehört.

Der Augenblick einer Revision und neuen geistigen Selbstbestreitung der Linken ist gekommen; denn sie ist es, die dem Antisemitismus eine ehrlose dialektische Ehrbarkeit zurückgibt. Die Allianz des antisemitischen Spießler-Stammtisches mit den Barrikaden ist wider die Natur, Sünde wider den Geist, um in der vom Thema erzwungenen Terminologie zu bleiben. Leute wie der polnische General Moczar können sich die Umfälschung des kruden Antisemitismus zum aktuellen Anti-Israelismus gestatten: Die Linke muss redlicher sein. Es gibt keinen ehrbaren Antisemitismus. Wie sagte Sartre vor Jahr und Tag in seinen "Überlegungen zur Judenfrage": "Was der Antisemit wünscht und vorbereitet, ist der Tod des Juden."

*Quelle. DIE ZEIT, 25.7.1969
Der 1912 in Wien geborene Schriftsteller Jean Amery lebte nach dem 2. Weltkrieg in Brüssel*

Ist in Auschwitz das Christentum gestorben?

Von Rolf Rendtorff

Elie Wiesel hat gesagt: "Der nachdenkliche Christ weiß, daß in Auschwitz nicht das jüdische Volk, sondern das Christentum gestorben ist."¹ Lassen Sie uns über diesen Satz genauer nachdenken. Das erste ist: In Auschwitz ist das jüdische Volk nicht gestorben. Wir wären heute nicht hier versammelt, wenn die Pläne derer aufgegangen wären, die Auschwitz erfunden und realisiert haben. Die teuflische Vernichtungsmaschinerie hat Millionen von Juden ermordet. Aber sie hat zugleich mit beigetragen, daß das jüdische Volk seiner Existenz als Volk eine neue Form gegeben hat: als jüdischer Staat in dem Land, das seit der Zeit seiner biblischen Väter seine Heimat gewesen war. Das jüdische Volk ist nicht gestorben. Und wir wollen Gott dafür danken, daß es nicht gestorben ist.

I

Aber was ist mit dem Christentum? Was hat das Christentum mit Auschwitz zu tun? Ich bin überzeugt, dass es eine der wichtigsten, vielleicht überhaupt die wichtigste Einsicht vieler Christen in den vergangenen Jahrzehnten gewesen ist, zu erkennen, dass das Christentum zu den Mitversachern und Mitschuldigen für Auschwitz gehört. Einzelne Christen haben es schon länger gesagt. Im Jahr 1980 hat es dann die Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland zum ersten Mal in der Geschichte des Christentums klar und deutlich ausgesprochen. Inzwischen haben auch die deutschen katholischen Bischöfe und andere kirchliche Gremien beider Konfessionen ähnlich lautende Erklärungen abgegeben. Fast möchte man sagen, dass solche kirchlichen Äußerungen ein Zeichen dafür sind, dass das Christentum doch noch nicht gestorben ist. Aber gerade darin wird auch die Wahrheit dieses Satzes von Elie Wiesel deutlich. Es musste erst zu diesen Einsichten und Erklärungen über die Mitschuld der Christen am Holocaust kommen, um das Christentum von einem höchst gefährlichen Weg abzubringen, auf dem es schon viel zu lange gegangen war. Ich denke, dass der Satz, von dem wir ausgegangen sind, — und viele ähnliche Äußerungen, die sich bei Elie Wiesel finden — auch und vor allem eine Kritik am Selbstverständnis der Christen enthält.

Das Christentum versteht sich als Botschaft der Liebe, der Liebe Gottes zu allen Menschen und

der Liebe der Menschen untereinander; als Botschaft der Gnade, die uns zuteil wird und aus der wir leben. Wie kann aus einem so verstandenen Christentum Feindschaft gegen eine andere Gruppe von Menschen erwachsen? Ist ein solches Christentum nicht ein Widerspruch in sich selbst? Und vor allem: Kann sich ein Christentum, in dem die Feindschaft gegen die Juden weithin zu einem konstitutiven Element geworden ist, auf den berufen, dessen Namen es trägt: auf Jesus, den wir den Christus nennen? Wir finden bei Elie Wiesel immer wieder Sätze, in denen diese Frage aufgeworfen wird — meistens nur kurze Sätze; denn er hat es nie für seine Aufgabe gehalten, die Christen ihr Christentum zu lehren. Aber er hat es sehr wohl als seine Aufgabe angesehen, den Christen Fragen zu stellen. Ist das, was Ihr Christentum nennt, die Botschaft Jesu? Er stellt uns gleichsam zwei mögliche Antworten zur Auswahl: Die eine heißt: "Die Christen haben Jesus mehr betrogen als die Juden."² Das heißt: vielleicht liegt es nicht an Jesus, sondern an den Christen, die seiner Botschaft nicht gefolgt sind. Das wäre dann eben dieses Christentum, das nach Auschwitz geführt hat und das sich dort selbst *ad absurdum* führte. Die andere mögliche Antwort ist wesentlich schärfer: "Ein Messias, in dessen Namen gefoltert wird, kann nur ein falscher Messias sein."³ Ist es also nicht nur Schuld der Christen? Ist das Christentum auf einer falschen Voraussetzung aufgebaut? War es ein falscher Messias, dem die Christen gefolgt sind? Bei näherem Nachdenken zeigt sich aber, dass diese beiden Fragen zwei Seiten derselben Frage sind. Das Problem liegt nicht in der Person des Messias, sondern darin, wie seine Anhänger ihn sehen und verstehen und was für Folgerungen sie daraus ziehen. Ist ein Messias, in dessen Namen gefoltert und gemordet wird, der Messias der Christen, der Messias, der der Grundstein der Kirche geworden ist? Ganz gewiss nicht! Im Namen der Kirche, und damit dann in der Tat im Namen ihres Herrn Jesus Christus, zu foltern und zu töten, ist etwas, das gänzlich außerhalb des Horizonts der grundlegenden Schrift des Christentums, des Neuen Testaments, liegt. Aber das macht die Sache für uns nicht leichter. Denn wenn wir heute die Mitschuld der Christen am Holocaust bekennen, dann müssen wir ja fragen, wie es dazu gekommen ist. Und dann genügt es auch nicht, zu sa-

¹ Zitiert nach Robert McAfee Brown, Elie Wiesel. Zeuge für die Menschheit, deutsche Übersetzung Freiburg 1990, 184

² Ebd. 186

³ Ebd.

gen "Nie wieder"; denn die Wurzeln des Problems liegen ja viel tiefer.

Wir können in der Kirchengeschichte bestimmte Entwicklungen aufzeigen, die zu diesem militanten Selbstverständnis des Christentums geführt haben. Zweifellos liegt der erste, entscheidende Wendepunkt dort, wo das Christentum eine Verbindung mit der staatlichen Macht einging, also zur Zeit des Kaisers Konstantin am Anfang des 4. Jahrhunderts. Hier beginnt dann sehr bald die Diskriminierung der Juden durch eine staatliche Macht, die sich zugleich als christliche versteht. Hier, so konnte man sagen, beginnt das "Christentum" sein Gesicht zu zeigen, das sich in Ausschwitz selbst *ad absurdum* geführt hat. Und dies hat sich dann das ganze Mittelalter hindurch fortgesetzt und gesteigert bis in die Neuzeit hinein. Aber die Tatsache, dass sich eine solche Verbindung von Christentum und staatlicher Macht mit ihren antijüdischen Konsequenzen einstellen konnte, zeigt sehr deutlich, dass die Grundelemente der christlichen Judenfeindschaft schon längst vorhanden waren und dass sie jetzt nur eine neue, für die Juden diskriminierende und bald auch immer wieder gefährliche Machtstellung erhielten. Wir müssen also zurückgehen bis in die Anfänge des Christentums, um eine Antwort auf die Frage zu finden, worin die christliche Judenfeindschaft begründet ist.

II

Das führt uns auf das Thema des Antijudaismus im Neuen Testament. Es steht außer Frage und wird heute auch wohl von niemandem mehr bestritten, dass es antijüdische Äußerungen im Neuen Testament gibt. Dabei meine ich jetzt nicht die Auseinandersetzungen zwischen Jesus und den Pharisäern. Sie sind sozusagen innerjüdische Streitgespräche, bei denen Jesus als jüdischer Lehrer und Prediger verstanden wird, der mit anderen jüdischen Autoritäten um die richtige Auslegung der Schrift streitet. Allerdings muss man auch hier sagen, dass die Art und Weise, in der die Pharisäer in manchen Texten des Neuen Testaments dargestellt werden, schon Elemente einer Judenfeindschaft zeigt. Ich erinnere etwa an das große Kapitel Matthäus 23, in dem die Pharisäer in einer langen Anklagerede als Heuchler bezeichnet werden; daher kommt ja die Verwendung des Wortes Pharisäer als Schimpfwort in unserer Sprache. Es geht aber vor allem um diejenigen Texte, die pauschal von "den Juden" reden und sie in einem eindeutig negativen Licht und vor allem in einer antithetischen Stellung den Christen gegenüber zeigen. Manche von diesen Texten haben tiefe Spuren in der christlichen Judenfeindschaft hinterlassen. Dies gilt wohl vor allem für die berühmte Szene aus

der Geschichte vom Prozess gegen Jesus im Matthäusevangelium: Als Pilatus sah, dass er nichts erreichte, sondern dass der Tumult immer größer wurde, nahm er Wasser, wusch sich vor allen Leuten die Hände und sagte: "Ich bin unschuldig am Blut dieses Gerechten; sehet ihr zu!" Und alles Volk antwortete und sprach: "Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" Da lies er ihnen Barrabas frei; Jesus aber überwies er, nachdem er ihn hatte geißeln lassen, zur Kreuzigung. (Mt 27,24f) Die Szene ist deutlich. Pilatus ist nicht von der Schuld Jesu überzeugt. Der Evangelist Matthäus lässt deshalb in einer sehr ambivalenten Weise die anwesende jüdische Volksmenge die Schuld für die Hinrichtung Jesu auf sich nehmen. Das Wort: "Sein Blut komme über uns und unsere Kinder" findet sich nur bei Matthäus. Ich denke deshalb, wir müssen es noch mit einem anderen Wort im Matthäusevangelium zusammenstellen. Hier muss ich kurz auf eine exegetische Einzelbeobachtung eingehen.

Wir finden in zwei der Evangelien eine Gleichniserzählung von einer Einladung zu einem festlichen Mahl. Bei Lukas lehnen die Eingeladenen mit allen möglichen Entschuldigungen die Einladung ab, woraufhin der Gastgeber Arme, Blinde und Lahme und schließlich Obdachlose hereinbringen und an seinem Festmahl teilnehmen lässt (Luk 14,16-24). Matthäus hat diese Szene auf die politische Ebene verlegt. Der Einladende ist ein König. Er veranstaltet eine Hochzeitsfeier für seinen Sohn und lädt dazu prominente Gäste aus anderen Städten ein. Die Eingeladenen lehnen aber nicht nur die Einladung ab, sondern misshandeln und töten sogar die Diener des Königs, die sie an die Einladung erinnern sollen. Da wurde der König zornig. Er schickte sein Heer, ließ die Mörder töten und zündete ihre Stadt an. (Mt 22,7). Es kann wohl kein Zweifel daran bestehen, dass dies im Rückblick auf die Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 u.Z. geschrieben worden ist. Matthäus deutet hier die Zerstörung Jerusalems als Strafe für die Juden. Hier kommt gleichsam das zur Erfüllung, was die Volksmenge bei dem Prozess gegen Jesus gerufen hatte: Das Blut Jesu ist über sie gekommen. Wir kennen die furchtbare Nachgeschichte dieser Texte. Allerdings ist es sehr bemerkenswert, dass dieses Wort "Sein Blut komme über uns und unsere Kinder" erst seit der Zeit, in der das Christentum seine Allianz mit der staatlichen Macht eingegangen war, als Argument gegen die Juden verwendet wurde. Dies zeigt noch einmal die schreckliche Fehlentwicklung des "Christentums". In der Verbindung mit politischer Macht wird aus theologischen Argumenten eine Waffe. In dem Roman "Der Letzte der Gerechten" von André Schwarz-Bart heißt es einmal: "Sie haben

das Kreuz umgedreht und ein Schwert daraus gemacht."

Aber wir würden es uns viel zu einfach machen, wenn wir nun sagen wollten: Heute hat das Christentum keine politische Macht mehr, also haben wir auch diese Probleme nicht mehr. Es bleibt ja weiterhin unser Problem, dass das antijüdische Denken tief in unserer christlichen Tradition verankert ist. Selbst wenn wir keine politischen Folgerungen mehr daraus ziehen wollen, so findet der Satz "Die Juden haben Jesus umgebracht" wohl noch immer bei vielen Christen Zustimmung — ich möchte glauben: oft eine ganz selbstverständliche, unreflektierte Zustimmung.

Im theologischen und kirchlichen Bereich hat sich diese antijüdische Haltung in die Form einer Lehre von der Verwerfung Israels gekleidet. Es ist sehr eigenartig, dass oft gerade der Apostel Paulus als Gewährsmann für eine solche Verwerfungslehre herangezogen wird. Dabei ist er selbst mit großem Nachdruck einer solchen Auffassung entgegengetreten. Im Brief an die Römer schreibt er: Hat denn Gott sein Volk verstoßen? Keineswegs [Das sei ferne]! Denn auch ich bin ein Israelit, ein Nachkomme Abrahams, aus dem Stamm Benjamin. Gott hat sein Volk nicht verstoßen, das er einst erwählt hat. (Röm 11,1f)

Hier stoßen wir auf einen ganz entscheidenden Punkt: Wie steht es mit der Erwählung Israels? Und wie verhält sich diese zum Selbstverständnis der neu entstandenen christlichen Gemeinde?

III

Wie konnte der Gedanke entstehen, das Gott das jüdische Volk verworfen habe? Jesus, seine Jünger und die Verfasser der meisten neutestamentlichen Schriften waren doch selber Juden. Hier zeigt sich ein grundlegendes Problem des christlichen Selbstverständnisses. Die ersten Christen waren Juden und sie haben dies auch nie in Zweifel gezogen. Das entscheidende war für sie aber die Anerkennung Jesu als des von Gott gesandten Messias. Hier hat sich offenbar ein ganz bestimmter Mechanismus des Denkens herausgebildet: Wenn Jesus der von Gott zu seinem Volk Israel gesandte Messias ist, und wenn ein Teil des Volkes dies erkennt und anerkennt, ein anderer Teil aber nicht, dann sind die, die es erkennen und glauben, das "wahre" Israel, die anderen aber sind es nicht oder jedenfalls nicht mehr. Es ist dies die typische Weise, wie Minderheiten denken, die von einem großen Selbstbewusstsein geprägt sind. Man kann solche Minderheiten als Sekten bezeichnen, ohne das dieser Begriff etwas Abwertendes an sich haben soll. Die erste christliche Gemeinschaft

war eine Sekte innerhalb des Judentums. Ihre Mitglieder glaubten, dass in Jesus der von Gott Gesandte erschienen sei und dass damit das Ende der Tage begonnen habe. Und deshalb begannen sie, sich selbst als die eigentlich Erwählten zu betrachten. Und daraus entstand dann fast mit Notwendigkeit die Frage, was es denn mit dem "Rest" Israels auf sich habe, einem Rest, der ja in Wirklichkeit die Mehrheit war.

Bald entstand aber ein neues Problem: Es kamen immer mehr Nichtjuden, "Heiden", zur christlichen Gemeinde hinzu. Weil sie selbst keine Juden waren, musste sich die Frage für sie von vornherein anders stellen. Sie waren in eine Gemeinschaft eingetreten, die sich selbst als die Gemeinschaft der von Gott Berufenen und Erwählten verstand. Diese Berufung war aber an Jesus als den von Gott Gesandten Christus gebunden. Deshalb haben gewiss manche oder sogar viele von ihnen die Frage, wie es sich mit den Juden verhält, die nicht an Jesus glauben, nicht als ihre Frage empfunden. Oder sie haben gesagt: Gott hat Israel verworfen, und wir sind an seine Stelle getreten. Eine solche Auffassung scheint es unter den nichtjüdischen Christen in Rom gegeben zu haben, und an sie ist die Antwort des Paulus gerichtet: "Gott hat sein Volk nicht verstoßen." Paulus bekennt sich dabei sehr betont zu seinem Judesein: "Auch ich bin ein Israelit aus dem Stamme Benjamin." Hier wird ein Konflikt erkennbar zwischen der ersten Generation der Judenchristen und denen, die von außerhalb des Judentums dazugekommen sind. Die Geschichte des Christentums hätte von hier aus auch anders verlaufen können. Im zweiten Jahrhundert hat es den berühmten Versuch Marcions gegeben, die Kirche ganz von ihrem jüdischen Ursprung zu befreien und dabei vor allem auf das Alte Testament zu verzichten. Daraus hatte — allerdings nur theoretisch — ein Christentum entstehen können, das sich nicht mehr in einem kontinuierlichen Zusammenhang mit dem Judentum gesehen hätte. Die Kirche hat diesen Versuch aber abgewiesen. Damit hat sie vor allem das Alte Testament als unaufgebbaren Bestandteil ihrer Heiligen Schrift festgehalten. Zugleich hat sie damit anerkannt, dass die Kirche sich nicht anders verstehen kann als in dieser Kontinuität mit dem Judentum. Paulus formuliert sein persönliches Bekenntnis zur Zugehörigkeit zum Volk Israel so, dass er sich ausdrücklich als Nachkommen Abrahams bezeichnet. Er sieht sich selbst also in dieser Kontinuitätslinie.

Aber nun kommt erneut die doppelte Frage: Wie steht es mit den Christen, die keine Juden sind — und wie steht es mit den Juden, die Jesus nicht anerkennen? Die Kirche hat mehrheitlich diese Frage so beantwortet, dass sie sich selbst

an die Stelle Israels gesetzt hat. Sie hat die jüdische Bibel, die für Jesus und die erste Generation von Christen einfach "die Schrift" war, als das "Alte Testament" zum Bestandteil ihrer neuen, zweiteiligen "Heiligen Schrift" gemacht; aber sie hat nun auch den ersten Teil nur noch als Bestandteil der *christlichen* Bibel verstanden und hat alles, was sich darin an göttlichen Zusagen und Verheißungen an Israel findet, auf sich selbst bezogen. Sie hat Israel "enterbt", oder genauer gesagt: sie hat geglaubt, Israel enterben zu können.

Hier beginnt nun diese theologische Frage zu einer Frage von wachsender politischer Bedeutung zu werden. Wenn die jüdische Bibel jetzt nur noch den Christen gehört, dann wird damit den Juden ein entscheidendes Element ihrer Identität genommen. Sie werden sozusagen für nichtexistent erklärt. Diesen Zusammenhang hat die Synode der Rheinischen Kirche in ihrer wegweisenden Erklärung von 1980 sehr treffend charakterisiert:

„Durch Jahrhunderte wurde das Wort "neu" in der Bibelauslegung gegen das jüdische Volk gerichtet: Der neue Bund wurde als Gegensatz zum alten Bund, das neue Gottesvolk als Ersetzung des alten Gottesvolkes verstanden. Diese Nichtachtung der bleibenden Erwählung Israels und seine Verurteilung zur Nichtexistenz haben immer wieder christliche Theologie, kirchliche Predigt und kirchliches Handeln bis heute gekennzeichnet. Dadurch haben wir uns auch an der physischen Auslöschung des jüdischen Volkes schuldig gemacht.“ (4.7)⁴

Wir haben Israel zur Nichtexistenz verurteilt, indem wir uns alles angeeignet haben, was Israel gehörte — und, wie wir heute zu erkennen begonnen haben, auch weiterhin gehört. Und weil das Christentum und die Kirche über viele Jahrhunderte hinweg die Juden für nichtexistent erklärt haben, gab es auch von seiten der Christen und der Kirchen keinen Widerstand, wenn die Juden auch physisch vertrieben und ermordet wurden. Im Gegenteil: es gibt allzu viele Beispiele in der Kirchengeschichte, wo die Verfolgung, Vertreibung und Ermordung der Juden gerade im christlichen Namen und Auftrag geschah.

Deshalb müssen wir an dieser Stelle ansetzen, wenn wir uns der Frage wirklich stellen wollen, was Christsein nach Auschwitz bedeuten kann. Ich möchte nicht missverstanden werden: Es gibt eine Fülle von ethischen, politischen und anderen Aspekten, welche die Christen genauso angehen und über die auch in diesen Tagen aus-

föhrlich gesprochen wird. Aber dies ist ein ganz spezifisch christliches Thema. Und vor allem bedeutet es den Versuch, auf Elie Wiesels Anfrage zu reagieren. Warum haben Christen die Juden für nichtexistent erklärt? Ich glaube, die Antwort ist sehr deutlich: Weil die Christen glaubten (und vielfach noch glauben), selber dort zu stehen, wo die Juden stehen müssten, wenn sie existent wären. Die Christen glaubten, das "neue Israel" zu sein, das "wahre Israel"; dann musste aber das "alte Israel" vergangen sein, untergegangen in den Trümmern des von den Römern zerstörten Jerusalem. Die Christen glaubten, dass Gott sie in einen "neuen Bund" hineingestellt habe, durch den der "alte Bund" abgelöst und erledigt sei. Kurz gesagt: die Christen haben ein Selbstverständnis entwickelt, in dem für die Existenz des jüdischen Volkes kein Raum mehr war.

Dies hatte unter anderem zur Folge, dass über das real existierende Judentum kaum gesprochen wurde. Als ich studierte, gab es an den meisten Theologischen Fakultäten gar keine Möglichkeit, etwas über das gegenwärtige, das wirkliche Judentum zu erfahren. Die Juden begegneten in der Bibel, auch noch im Neuen Testament; aber mit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer entschwandten sie aus dem Blickfeld der Theologen. Hie und da tauchten sie in der Kirchengeschichte auf, meistens als Opfer christlicher Verfolgungen, etwa zu Beginn des Ersten Kreuzzuges, als die Kreuzfahrerhaufen, aus Frankreich kommend, sich nach Norden wandten und in den jüdischen Gemeinden am Rhein von Speyer über Worms, Mainz, Köln bis nach Xanten und Moers ein großes Morden anrichteten. Oder in der Geschichte der Inquisition mit ihrem Höhepunkt in der Vertreibung der Juden aus Spanien 1492. Aber als theologisches Problem erschienen sie praktisch nie, schon gar nicht als Anfrage an das christliche Selbstverständnis.

Eine andere "Nebenfrucht" (sozusagen) dieser Verdrängung des realen Judentums aus dem Bewusstsein möchte ich an einem konkreten Beispiel verdeutlichen: Karl Barth war zweifellos einer der bedeutendsten Theologen dieses Jahrhunderts, wohl der bedeutendste protestantische Theologe überhaupt und vor allem derjenige mit der weitestreichenden Wirkung. In einem Brief an einen seiner Schüler, Friedrich-Wilhelm Marquardt, hat Barth 1967 geschrieben:

„In der persönlichen Begegnung mit dem lebendigen Juden (auch Judenchristen!) hatte ich, solange ich denken kann, immer so etwas wie eine völlig irrationale Aversion herunterzuschlucken — (die ich) natürlich von all meinen Voraussetzungen her sofort herunterzuschlucken

⁴ Vgl. R. Rendtorff/H. H. Henrix, Die Kirchen und das Judentum. Dokumente von 1945–1985, Paderborn 1988 (21989), E.II.29 (S. 595)

und gänzlich zu verdecken wußte, aber eben doch herunterzuschlucken und zu verdecken hatte. Pfui! kann ich zu diesem meinem gewissermaßen allergischen Reagieren nur sagen. Aber es war und ist nun einmal so.⁵

Es war und ist nun einmal so: eine irrationale Aversion. Wie vielen Menschen unter uns, auch guten Christen und Theologen, fällt es auch heute immer noch schwer, das Wort "Juden" unbefangen auszusprechen. Umschreibungen wie "jüdische Menschen" oder "jüdische Mitbürger" sind oft nur Ausdruck dieser Verlegenheit. Es ließen sich noch viele andere Beispiele und Aspekte dafür anführen, dass die Existenz der Juden und die Beschäftigung damit für viele unter uns keineswegs selbstverständlich ist. Der Grund dafür ist zweifellos, dass damit unser eigenes Selbstverständnis berührt wird.

IV

Daraus ergibt sich nun aber mit Notwendigkeit: Wenn wir unser Verhältnis zu den Juden und zum Judentum revidieren wollen, müssen wir unser eigenes Selbstverständnis revidieren. Es genügt nicht, eine neue Beziehung zu den Juden zu finden. Auch das ist natürlich wichtig, aber das trifft noch nicht den Kern des Problems. Wir müssen damit beginnen, den Juden zurückzugeben, was ihnen gehört und was wir uns unrechtmäßig angeeignet haben. Liebe Freunde, täuschen wir uns nicht: Diese Aufgabe ist alles andere als leicht. Sie konfrontiert uns mit Fragen, die sich die Christenheit in ihrer bisherigen Geschichte noch nicht gestellt hat. Dabei ist entscheidend, wo wir den Ausgangspunkt unserer Überlegungen wählen. Wir sind es gewöhnt, von unserem Standpunkt als Christen auszugehen und von dort aus bestimmte Fragen zu stellen. Das würde dann bedeuten zu fragen: Welche Bedeutung hat das Judentum aus unserer christlichen Sicht? Anders ausgedrückt: Wir versuchen, dem Judentum einen bestimmten Platz in unserem christlichen Denkgebäude zu geben. Aber eben dies ist nicht mehr möglich, wenn wir anfangen, die Fragen in der Grundsätzlichkeit und Radikalität zu stellen, die jetzt unausweichlich geworden ist. Denn nun müssen wir zunächst einige Grundpfeiler dieses christlichen Denkgebäudes in Frage stellen. Ja noch mehr: Wir müssen die Frage umdrehen: Es geht jetzt nicht mehr darum, aus christlicher Sicht Israel zu definieren, sondern es kommt darauf an, angesichts des Weiterbestehens des jüdischen Volkes die Kirche neu zu definieren. Ich möchte jetzt

nicht missverstanden werden. Es geht nicht darum, die Existenz oder gar die Existenzberechtigung der Kirche in Frage zu stellen. Im Gegenteil: das Bestehen der christlichen Kirche ist die Voraussetzung für unser neues Nachdenken. Was aber neu durchdacht und neu formuliert werden muss, ist die Definition des christlichen Selbstverständnisses. Und dieses muss, um es noch einmal zu sagen, neu definiert werden "im Angesicht Israels", wenn ich es einmal so ausdrücken darf. Was bedeutet das? Wir müssen versuchen, zwei Dinge miteinander zu verbinden. Wir müssen einerseits an den Anfang der Geschichte des Christentums zurückgehen, dorthin, wo es entstanden ist, und müssen versuchen zu verstehen, was damals geschehen ist. Und wir müssen dabei in großer Offenheit, auch kritischer Offenheit gegenüber dem grundlegenden Dokument unseres Christseins, dem Neuen Testament, überprüfen, ob die damals gefällten Entscheidungen aus unserer neuen, veränderten und verschärften Sicht, Bestand haben können — und ob die Kirche in den folgenden Jahrhunderten den Entscheidungen des Neuen Testaments treu geblieben ist.

Die zweite Aufgabe muss dann sein, die dabei gewonnenen Einsichten in angemessene theologische Formulierungen zu bringen.

Zunächst also zu der ersten Aufgabe. Ich möchte dazu ein Zitat bringen. Mein erster und entscheidender theologischer Lehrer im Blick auf die jüdisch-christlichen Beziehungen war Krister Stendahl, der große schwedisch-amerikanische Theologe, der für Jahrzehnte die Harvard Divinity School geprägt hat. Er hat schon im Jahr 1967 in einem Bericht über ein Kolloquium in Harvard folgendes geschrieben:

„Am Anfang lief etwas falsch. (Something went wrong in the beginning.) Ich sage "lief falsch" (went wrong), weil ich nicht überzeugt bin, dass das, was mit der Trennung der Beziehungen zwischen Judentum und Christentum geschah, der gute und ausdrückliche Wille Gottes war. Könnte es nicht sein, dass wir zu der Einsicht kommen, dass wir nicht nach dem Willen Gottes, sondern gegen ihn auseinandergeschieden sind? Ich weiß, das ist eine befremdliche Weise zu reden. Ich weiß, dass es als historischer Romantizismus abgestempelt werden könnte, als ein Versuch, die Uhr zurückzudrehen. Aber warum soll man es nennen "die Uhr zurückdrehen"? Warum kann man nicht stattdessen sagen, dass die Zeit für uns gekommen ist, die Alternativen zu finden, die damals verlorengegangen sind, Alternativen, die der theologische Ausdruck unserer

⁵ Karl Barth, Gesamtausgabe, V. Briefe, Briefe 1961-1968 (Zürich 1975), 420f

Reue sind und unserer Einsichten, die sich uns heute aufdrängen.⁶

Mich haben diese Sätze damals sehr beeindruckt, und sie sind mir seither immer im Gedächtnis geblieben: Am Anfang lief etwas falsch. Was konnte falsch gelaufen sein? Stendahl fragt, ob die Trennung von Judentum und Christentum nötig war und ob sie dem Willen Gottes entsprach. Ich möchte den Versuch einer Antwort einmal so formulieren: Das neuentstehende Christentum hatte das Bewusstsein dafür bewahren sollen, dass es ein Teil des Judentums war.

Dies ist meines Erachtens der entscheidende Ansatzpunkt für unsere Suche nach den verlorengegangenen Alternativen. Wie grundsätzlich diese Alternative verlorengegangen ist, möchte ich wiederum durch ein Zitat eines großen Theologen dieses Jahrhunderts verdeutlichen. Adolf von Harnack hat in einer berühmt gewordenen öffentlichen Vorlesungsreihe über "Das Wesen des Christentums" in der Berliner Universität im Wintersemester 1899/1900 das Auftreten Jesu folgendermaßen beschrieben:

„Er trat sofort den offiziellen Führern des Volkes, in ihnen aber dem gemeinen Menschenwesen überhaupt entgegen. Sie dachten sich Gott als den Despoten, der über dem Zeremoniell seiner Hausordnung wacht, er atmete in der Gegenwart Gottes. Sie sahen ihn nur in seinem Gesetze, das sie zu einem Labyrinth von Schluchten, Irrwegen und heimlichen Ausgängen gemacht hatten, er sah und fühlte ihn überall. Sie besaßen tausend Gebote von ihm und glaubten ihn deshalb zu kennen; er hatte nur ein Gebot von ihm, und darum kannte er ihn. Sie hatten aus der Religion ein irdisches Gewerbe gemacht — es gab nichts Abscheulicheres —, er verkündete den lebendigen Gott und den Adel der Seele.“⁷

Jesus als Anti-Jude — und die Juden als das hässliche Gegenbild Jesu!

Diese Vorlesung Harnacks hat als Buch in den folgenden Jahrzehnten nicht weniger als 14 Auflagen erlebt und ist in ebenso viele Sprachen übersetzt worden. Seine Äußerungen haben also einen durchaus repräsentativen Charakter für das Christentum am Beginn dieses Jahrhunderts. Sie zeigen in einer sehr deutlichen und, ich möchte sagen, massiven Weise den grundsätzlichen Gegensatz zwischen Judentum und Christentum in der Sicht Harnacks und vieler seiner Zeitgenossen. Sie zeigen auch die Nachwirkun-

gen des negativen Bildes der Pharisäer im Neuen Testament, das ich schon erwähnt habe. Dass in der Art der Schilderung Jesu das Pathos der Jahrhundertwende mitschwingt, lasse ich jetzt einmal auf sich beruhen. Ich füge aber noch einige Sätze Harnacks hinzu, die sich mit dem weiteren Weg des Christentums beschäftigen:

„Paulus ist es gewesen, der die christliche Religion aus dem Judentum herausgeführt hat.... Er ist es gewesen, der das Evangelium sicher als etwas Neues beurteilt hat, das die Gesetzesreligion aufhebt.... Paulus hat (diese Religion) der israelitischen Religion entgegengesetzt. "Christus ist des Gesetzes Ende." Sie hat die Entwurzelung und den Übergang nicht nur ertragen, sondern es zeigte sich, daß sie auf den Übergang angelegt war. Sie hat dann dem römischen Reiche und der gesamten abendländischen Kulturwelt Halt und Stütze geboten.“

Und dann noch einmal über die Jünger Jesu, die sich der neuen Lehre des Paulus anschlossen:

„Hier hat...die Geschichte selbst... gezeigt, was Kern und was Schale war: Schale war die ganze jüdische Bedingtheit der Predigt Jesu. Schale waren auch so bestimmte Worte wie das: "Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel." In Kraft des Geistes Christi haben die Jünger diese Schranken durchbrochen.“⁸

Ich habe bewusst diese repräsentative Stimme des Christentums vom Anfang dieses Jahrhunderts etwas ausführlicher zitiert, weil sie uns deutlich machen kann, wie sich das Christentum, jedenfalls das mehrheitlich liberale protestantische Christentum in Deutschland und in der westlichen Welt damals verstand. Ich könnte auch Zitate von Theologen späterer Generationen bringen, von Rudolf Bultmann bis in die Gegenwart, in denen das gleiche Grundverständnis über das Verhältnis von Judentum und Christentum zum Ausdruck kommt. Harnacks Bemerkungen über die Bedeutung des Christentums für das römische Reich zeigen übrigens auch, dass die Verbindung von Christentum und politischer Macht in seinen Augen etwas durch und durch Positives war. Es geht mir jetzt aber überhaupt nicht darum, frühere Generationen zu schelten. Im Gegenteil: ich möchte noch einmal bewusst machen, dass wir, unsere Generation, erst nach dem Holocaust, nach dem furchtbaren Missbrauch dieser Macht und der ihr aus dem Christentum zugewachsenen antijüdischen Tradition in der Lage sind, diese Fehlentwicklungen als solche zu erkennen. Dieses Christentum ist in Auschwitz gestorben.

⁶ Krister Stendahl, *Judaism and Christianity*, in *Harvard Divinity Bulletin* 1:1, 1967, 2-9 (deutsche Übersetzung in: *Evangelische Kommentare* 2, 1969, 73-78)

⁷ Adolf von Harnack, *Das Wesen des Christentums*, 1900 (zitiert nach *Siebenstern-Taschenbuch* 27, 1964, 42)

⁸ Ebd., 110ff.

Darum erscheint mir Stendahls Wort von der Suche nach den verlorengegangenen Alternativen so wichtig. Stendahl hat selbst einen ersten, wenn auch noch eher zögernden Versuch gemacht, die Richtung zu zeigen, in der er sich einen Neuanfang vorstellen konnte:

„Wir müssen die Juden fragen, trotz allem, ob sie bereit sind, uns wieder einen Teil ihrer Familie werden zu lassen, gewiß einen besonderen Teil, aber doch Verwandte, die sich selbst als eine besondere Art von Juden betrachten.“⁹

Das war damals in der Tat eine befremdliche Art zu reden (a strange way to speak). Aber es zeigt sehr klar, worin für Stendahl die entscheidende falsche Weichenstellung lag: in eben dem, was für Harnack und für sehr viele vor und nach ihm das "Wesen des Christentums" ausmachte: die Trennung vom Judentum, die Überwindung des Judentums, der fundamentale Gegensatz gegen das Judentum. Dem stellt Stendahl ganz betont die Gegenthese gegenüber: Wir müssen zurück zu unseren jüdischen Ursprüngen.

Das ist mehr als nur zu sagen: Das Christentum ist aus dem Judentum hervorgegangen. Denn die entscheidende Frage ist ja gerade, wie das Verhältnis zwischen beiden nach der Etablierung eines selbständigen Christentums war und gesehen wurde. Es genügt übrigens auch nicht zu sagen: Jesus wurde als Jude geboren. Das lässt ja noch alle Möglichkeiten offen, wie seine Entwicklung weiterging. Pilatus wusste es und hat es der Nachwelt überliefert: Jesus wurde als "König der Juden" gekreuzigt. Jesus war und blieb ein Jude.

Der bedeutende jüdische Jesusforscher David Flusser in Jerusalem hat vor einigen Jahren ein Buch veröffentlicht mit dem Titel: "Das Christentum — eine jüdische Religion." Ein kühner Titel, der gewiss vielen nicht gefällt. Flusser begründet ihn so:

„Historisch gesprochen konnte() sich das Christentum....nur darum zu einer Weltreligion entfalten, weil es...ein jüdischer Glaube und ein jüdisches Bekenntnis gewesen ist....Es ist also verständlich, daß, als sich das Christentum unter den Nichtjuden verbreitet hatte, der jüdische Monotheismus, der Glaube an den einen sittlichen Gott, die liebende Zuneigung zum Nächsten, die sittlichen Imperative, das gesunde Familienleben, die Sorge um die Armen und Behinderten und die Ehrfurcht vor dem Leben viele Heiden angezogen haben. Das Christentum konnte darum von den Heiden angenommen werden, weil es sich vor ihnen als jüdische Religion legitimiert hat, und diese Heiden, die Christen geworden sind, haben vielfach von dem Judentum schon

früher gewusst, und manche waren, wie es uns Paulus bestätigt, Kenner der jüdischen heiligen Schriften.“¹⁰

Es klingt fast wie eine Antwort an Stendahl, wenn Flusser sagt: Die Christen sind ja eine besondere Art von Juden, ihr Glaube ist "ein jüdischer Glaube". Was beide Aspekte miteinander verbindet, ist aber vor allem dies: Der erste, grundlegende Schritt zur Definition des Christentums muss es sein, die enge und unlösliche Zusammengehörigkeit mit dem Judentum festzuhalten. Ein Christentum, das sich ohne diesen Zusammenhang zu definieren versucht, steht gleichsam im luftleeren Raum. Aus diesem Ansatz ergibt sich von selbst, dass es dann keine Art von christlicher Judenfeindschaft geben kann, denn sie würde ja gegen die eigenen Grundlagen richten. Das wäre also das erste Kennzeichen, welches ein so gewonnenes neues Selbstverständnis der Christen charakterisieren würde: dass es sich seiner jüdischen Wurzeln bewusst ist. Dort muss dann das Gespräch darüber beginnen, wie diese Zugehörigkeit der Christen zum Judentum genauer zu definieren ist und was daraus folgt. In diesen Fragen stehen wir noch ganz am Anfang, und es sind bisher auch nur wenige, die sich damit auseinandersetzen. Denn in der Tat: dies rührt an die Grundlagen der Definition des christlichen Selbstverständnisses. Lassen Sie mich dazu mit dem entscheidenden Punkt beginnen: Wenn wir von der Voraussetzung ausgehen, dass das jüdische Volk in unmittelbarer Kontinuität mit dem von Gott erwählten Volk Israel in der Hebräischen Bibel steht, dann gehört ihm auch die biblische Bezeichnung "Volk Gottes". Damit stellt sich aber die Frage, ob wir Christen diese Bezeichnung auch für uns verwenden können, wie die Kirche es seit vielen Jahrhunderten mit großer Selbstverständlichkeit tut. Das zeigt erneut, dass wir bestimmte Dinge nur tun konnten, solange wir nicht zur Kenntnis nahmen, dass das jüdische Volk, das Volk Israel, weiterhin in ungebrochener Kontinuität besteht. Können wir es aber jetzt noch tun, wenn wir uns der leibhaftigen, lebendigen Existenz des jüdischen Volkes wieder bewusst geworden sind?

Diese Frage scheint uns in ein Dilemma zu führen. Wenn wir weiterhin uns selbst, die Christenheit oder die Kirche, als Volk Gottes bezeichnen, nehmen wir den Juden weg, was ihnen gehört. Wenn wir aber für uns selbst auf diese Bezeichnung verzichten, könnte es scheinen, als verlören wir gleichsam den Boden unter den Füßen. Denn an dem Begriff des Volkes Gottes hängt viel. So ist der Gedanke der Erwählung eng damit verbunden, um nur ein Beispiel zu nennen.

⁹ A.a.O. (s. Anm. 6)

¹⁰ David Flusser, Das Christentum – eine jüdische Religion, München 1990, 165

Können wir uns vielleicht als Angehörige des Volkes Gottes neben den Juden und mit den Juden verstehen? Verträgt der Gedanke und Begriff des Volkes Gottes eine solche Ausweitung?

Die Rheinische Synode hat in ihrer Erklärung von 1980 eine Unterscheidung zu machen versucht. Sie hat erklärt:

„Wir glauben die bleibende Erwählung des jüdischen Volkes als Gottes Volk und erkennen, daß die Kirche durch Jesus Christus in den Bund Gottes mit seinem Volk hineingenommen ist (4.4).“¹¹

Hier wird also der Begriff "Bund" eingeführt, und er wird ausdrücklich von dem Begriff des Volkes Gottes unterschieden. Der letztere bleibt dem jüdischen Volk vorbehalten, das allein als "Gottes Volk" bezeichnet wird. Aber die Christen sind mit dem Volk Gottes gemeinsam in den Bund hineingenommen.

Dabei ist die Absicht leitend, dem jüdischen Volk nichts wegzunehmen, was ihm gehört, zugleich aber die Kirche so eng wie möglich in die biblische Tradition hineinzustellen und seine Verbundenheit mit dem jüdischen Volk zu betonen. In jüngster Zeit ist über diese Frage eine lebhaft Diskussions in Gang gekommen.¹² Dabei verbinden sich biblisch-theologische Untersuchungen mit grundsätzlichen Überlegungen über das Verhältnis von Christen und Juden, von Kirche und Israel.

Eine andere Überlegung findet sich bei Friedrich-Wilhelm Marquardt in seinen Prolegomena zur Dogmatik, die den schönen Titel tragen "Von Elend und Heimsuchung der Theologie". Er stellt den kontinuierlichen Zusammenhang zwischen Israel und der Kirche unter dem Gedanken der Abrahamskindschaft her.¹³ Wir haben ja schon davon gesprochen, dass Paulus ausdrücklich seine Abstammung von Abraham betont; und im Brief an die Galater erklärt er ausführlich, dass alle, die glauben, Abrahams Kinder sind (Kap.3). Auch dies könnte ein Zugang zu der Frage sein, wie wir die Zugehörigkeit der Christen und der Kirche zur göttlichen Erwählungsgeschichte denken und formulieren können, ohne in die Rechte des jüdischen Volkes einzugreifen.

Wie gesagt, wir stehen in diesen Fragen noch am Anfang, und es sind bisher noch wenige, die sich auf solche Fragen eingelassen haben. Der

erste Schritt ist aber der wichtigste, und auf ihn möchte ich zum Schluss noch einmal hinlenken. Der christliche Antijudaismus, aus dem der Antisemitismus erwachsen ist, hat seine erste Wurzel darin, dass die Christen geglaubt haben, sich selbst an die Stelle Israels setzen zu können. Das war aber nur möglich, indem Israel theologisch enteignet wurde. Und es zeigte sich dann allzu bald, dass dies nicht nur ein theologischer Vorgang war, sondern dass mit dieser Enteignung eine "Verurteilung zu Nichtexistenz" verbunden war, wie es die Rheinische Synode formuliert hat. Und weil Israel theologisch und im Glauben der Kirche nicht mehr existierte, gab es auch keinen ernsthaften Grund, sich um das Schicksal der immer noch unter uns lebenden Juden zu kümmern.

Dies ist die negative Seite. Zugleich hat die Christenheit sich dadurch aber um ein ganz wesentliches Element ihrer eigenen Identität gebracht, indem sie ihre eigenen jüdischen Wurzeln, oder, noch genauer gesagt: das grundlegende jüdische Element ihrer eigenen Identität vergessen hat. Beides müssen wir versuchen wiederherzustellen. So könnten schließlich die neuen Einsichten, die wir durch die Erkenntnis und das Bekenntnis der christlichen Mitschuld am Holocaust gewonnen haben, den Christen dazu helfen, ein neues Selbstverständnis zu gewinnen, das sie ganz neu in ihrer Herkunft und ihren Wurzeln verankert.

Quelle: epd-Dokumentation Nr. 10 (3.März 2003)

Rolf Rendtorff ist emeritierter Professor für Altestamentliche Theologie in Heidelberg

¹¹ A.a.O. (s. Anm. 4), 594

¹² Ich verweise dafür vor allem auf die Zeitschrift „Kirche und Israel“, die seit 1986 in Neukirchener Verlag erscheint

¹³ Friedrich-Wilhelm Marquardt, Von Elend und Heimsuchung der Theologie, Prolegomena zur Dogmatik, München 1988, §6